

**www.e-rara.ch**

## **Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen**

**Keller, Ernst**

**Leipzig, 1904**

**Stiftung Pestalozzianum**

Shelf Mark: LA 1610

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-94772>

### **B. Bilder aus dem Naturleben.**

---

#### **www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

gestatten Lücken im Riff größeren Schiffen die Einfahrt in den Innensee, während zur Flutzeit kleinere Fahrzeuge ohne Anstoß über die Bank getragen werden. So bieten diese Atolle oft die vorzüglichsten Naturhäfen: Saluit ist einer der besten der Welt.

### 143. Wanderlied.

Justinus Kerner.

1. Wohlauf, noch getrunken  
Den funkelnden Wein!  
Ade nun, ihr Lieben,  
Geschieden muß sein.  
Ade nun, ihr Berge,  
Du väterlich Haus!  
Es treibt in die Ferne  
Mich mächtig hinaus.

2. Die Sonne, sie bleibt  
Am Himmel nicht stehn,  
Es treibt sie, durch Länder  
Und Meere zu gehn.  
Die Woge nicht hastet  
Am einsamen Strand,  
Die Stürme, sie brausen  
Mit Macht durch das Land.

3. Mit eilenden Wolken  
Der Vogel dort zieht  
Und singt in der Ferne  
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burschen  
Durch Wälder und Feld,  
Zu gleichen der Mutter,  
Der wandernden Welt.

4. Da grüßen ihn Vögel  
Bekannt überm Meer,  
Sie flogen von Fluren  
Der Heimat hierher;  
Da duften die Blumen  
Vertraulich um ihn,  
Sie trieben vom Lande  
Die Lüfte dahin.

5. Die Vögel, die kennen  
Sein väterlich Haus;  
Die Blumen einst pflanzt' er  
Der Liebe zum Strauß;  
Und Liebe, die folgt ihm,  
Sie geht ihm zur Hand.  
So wird ihm zur Heimat  
Das ferneste Land.

## B. Bilder aus dem Naturleben.

### I. Tages- und Jahreszeiten.

#### 144. Gottesgruß.

Hermann Kleike.

1. Gottesgruß, ja Gottesgruß  
Rauscht im Walde, rauscht im Fluß;  
Wo im Feld die Lilie steht,  
Gottesgruß entgegen weht.

2. Vöglein in der hellen Bracht  
Hat uns Gottes Gruß gebracht;  
Funkelnd grüßt der Morgentau  
Und der Himmel hoch und blau.

3. Morgenstern und Abendstern  
Leuchten mit dem Gruß des Herrn;  
Fromme Kinder, danket ihr  
Früh und abends Gott dafür!

## 145. Morgengebet.

Joseph v. Eichendorff.

- |   |   |
|---|---|
| <p>1. O wunderbares, tiefes Schweigen!<br/>Wie einsam ist's noch auf der Welt!<br/>Die Wälder nur sich leise neigen,<br/>Als ging' der Herr durchs stille Feld.</p> | <p>2. Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;<br/>Wo ist die Sorge nun und Not?<br/>Was mich noch gestern wollt' erschaffen,<br/>Schlafen,<br/>Ich schäm' mich des im Morgenrot.</p> |
|---|---|

3. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke  
Will ich, ein Pilger, frohberreit  
Betreten nur wie eine Brücke  
Zu Dir, Herr, überm Strom der Zeit.

## 146. Morgenwanderung.

Emanuel Geibel.

- |  |  |
|--|--|
| <p>1. Wer recht in Freuden wandern will,<br/>Der geh' der Sonn' entgegen!<br/>Da ist der Wald so kirchenstill,<br/>Kein Lüftchen mag sich regen;<br/>Noch sind nicht die Lerchen wach;<br/>Nur im hohen Gras der Bach<br/>Singt leise den Morgenregen.</p> | <p>3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch<br/>Durch alle Sinnen leise,<br/>Da pocht ans Herz die Liebe auch<br/>In ihrer stillen Weise,<br/>Pocht und pocht, bis sich's erschließt<br/>Und die Lippe überfließt<br/>Von lautem, jubelndem Preise.</p>           |
| <p>2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,<br/>Darin uns aufgeschrieben<br/>In bunten Zeilen manch ein Spruch,<br/>Wie Gott uns treu geblieben;<br/>Wald und Blumen nah und fern<br/>Und der helle Morgenstern<br/>Sind Zeugen von seinem Lieben.</p>          | <p>4. Und plötzlich läßt die Nachtigall<br/>Im Busch ihr Lied erklingen,<br/>In Berg und Tal erwacht der Schall<br/>Und will sich aufwärts schwingen,<br/>Und der Morgenröte Schein<br/>Stimmt in lichter Glut mit ein:<br/>Laßt uns dem Herrn lobsingeln!</p> |

## 147. Lied Werners aus Welschland.

Joseph Viktor Scheffel.

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Hell schmetternd ruft die Lerche<br/>Mich aus dem Traume wach,<br/>Es grüßt im Morgenschimmer<br/>Der junge Frühlingstag.</p> | <p>3. Und ehern blau der Himmel,<br/>Gülden der Sonnenschein;<br/>Mein Herz, was willst du weiter?<br/>Stimm in den Jubel ein!</p>   |
| <p>2. Im Garten rauscht die Palme<br/>Geheimnisvoll bewegt,<br/>Ans ferne Meeresufer<br/>Die Brandung schäumend schlägt.</p>        | <p>4. Und sing ein Lied zum Preise<br/>Deinem alten Gott und Herrn;<br/>Er hat dich nie verlassen,<br/>Du nur, du bist ihm fern.</p> |

## 148. Sonntagsmorgen.

Robert Reinick.

1. Aus den Tälern hör' ich schallen  
Glockentöne, Festgesänge;  
Helle Sonnenblicke fallen  
Durch die dunkeln Buchengänge;  
Himmel ist von Glanz umflossen,  
Heil'ger Friede rings ergossen.

2. Durch die Felder, still beglückt,  
Ziehen Menschen allerwegen;  
Frohen Kindern gleich geschmückt,  
Gehn dem Vater sie entgegen,  
Der auf goldner Saaten Wogen  
Segnend kommt durchs Land gezogen.

3. Wie die Blumen festlich blühen?  
Wie so fromm die Bäume rauschen!  
Eine Lerche seh' ich ziehen,  
Ihren Liedern muß ich lauschen.  
Alle streben, Gott zu dienen,  
Und ich bete still mit ihnen.

## 149. Der Sonntag.

Wezels Lesebuch.

Nicht menschliche Einrichtung ist der Sabbat; er ist Gottes heilige Stiftung. Der hat ihn gegründet durch seine Ruhe am siebenten Schöpfungstage. Darum gebietet er zuerst Ruhe. Ruhe braucht jede Kreatur. Ruhe braucht selbst die Erde, daß sie sich erhole von ihrer Sommerarbeit. Ruhe braucht auch der Mensch; denn es ist eitel Mühe und Arbeit auf der Erde. Im Schweiß unseres Angesichtes sollen wir unser Brot essen; da muß der Leib seine Ruhe haben. Wer die ganze Woche gebückt an seiner Arbeit gestanden hat, der will sich auch einmal gerade aufrichten; darum gebietet Gott: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk tun.“ — Doch die Ruhe des Leibes ist nicht die einzige. Jeder Mensch hat seinen äußern Beruf. Jeder Beruf hat seine eigene Art. Einer hat die Woche über Gedanken des Handels und Wandels; ein anderer denkt an sein Handwerk; ein dritter dient als Arbeiter seinem Herrn; das Kind arbeitet für seine Schule. Wenn das ohne Rast fortginge, so würden sich die Kräfte der Seele verzehren. Darum gibt uns Gott einen Frei- und Ruhetag.

Indem ich aber an diesem Tage meinen irdischen Beruf beiseite lege, soll ich an einen andern Beruf denken. Die Seele soll den Sorgen und Gedanken des Alltagslebens entfliehen. Am Sonnabend holt sich der Arbeiter seinen Lohn, wovon er die künftige Woche leben will. Aber der Mensch lebt nicht vom Brote allein; es gibt auch einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Das Brot und Wasser des Lebens reicht dir Gott am Sonntage. Darum ist der Sonntag die Perle der Tage, die Kraft der Woche, der Quell der Wüste. Brauche ihn, wozu er gesetzt ist!

## 150. Sonntagsfeier auf den Alpen.

Adolf Stöber.

1. Alphirten wallen nah und fern,  
Im Tale drunten schallt Geläute:  
Gar festlich strahlt der Tag des Herrn,  
Und sonnig steht das Kirchlein heute.  
Von der Gemeinde nicht umschart,  
Erklimm' ich einsam diese Triften;  
Die Wunder Gottes offenbart  
Kein Priester mir aus heil'gen  
Schriften.

2. Doch horch! es wogt der Wasser-  
fall,  
Von allen Felsen hallt es wider  
Und rauscht wie voller Orgelschall  
Vom hohen Berghang schütternd  
nieder.  
Ein heil'ger Schauer weht mich an;  
In seines weißen Mantels Falten  
Seh' ich den Gletscher angetan,  
Als wollt' er Hochamt eben halten.

5. Und wieder aus dem Tal herauf  
Hör' ich die helle Glocke schallen;  
Die Hirten drängen sich zuhauf,  
Aus ihrem Kirchlein heimzuwallen.  
Nun zieht von diesen Höhen mich  
Die Liebe zu den Brüdern nieder:  
Hinab! hinab! Wie treibt es Dich,  
Mein Herz, in ihre Nähe wieder!

(Gefürzt.)

3. Alprosen, tausendfach geschart,  
Vertrauen mir die frohe Kunde,  
Wie sich der Himmel offenbart  
In ihrem weihvollen Grunde:  
„Der Vater hat die Kinder lieb!“  
Das les' ich rings in klaren Zügen,  
Und was der Herr mir selber schrieb,  
Ich glaub' es fest: Er kann nicht  
lügen.

4. Weiß nicht, wie plötzlich mir  
geschehn,  
Daß ich wie Jakob möchte rufen,  
Der einst im freien Feld gesehn  
Der Himmelsleiter lichte Stufen:  
„So heil'ge Stätte fand ich nie:  
Der Herr ist hier an diesem Orte,  
Gewißlich ist nicht anders hie,  
Denn Gottes Haus und Himmels-  
pforte!“

## 151. Mittagsglut.

Karl Stieler.

1. Ins Dickicht ist das Wild gezogen;  
Der Vogel schweigt im Fichtenbaum;  
Am Kelch der Blumen festgezogen,  
Regt sich der Schwarm der Immen  
kaum.

2. Stumm ist das All. Die  
Wäldermassen,  
Die Felser sind in Blau getaucht.  
Die fatten Gluten, sie erfassen  
Mit ihrer Kraft, was weht und  
haucht.

3. Und doch in dieser heißen,  
stummen  
Lichtglut, wie klingt es leise hin  
Durch süßen Flimmer, süßes  
Summen!  
Das sind des Mittags Melodien.

4. Und sonst kein Laut, kein Hauch,  
kein Schatten;  
Ein Weih nur, der im Blau sich wiegt.  
Goldlicht=umlastet ruhn die Matten  
Und lauschen, wie die Sonne siegt!

## 152. Abendlied.

Heinrich August Hoffmann v. Fallerleben.

1. Abend wird es wieder;  
Über Wald und Feld  
Säuselt Frieden nieder,  
Und es ruht die Welt.

2. Nur der Bach ergießet  
Sich am Felsen dort,  
Und er braust und fließet  
Immer, immer fort.

3. Und kein Abend bringet  
Frieden ihm und Ruh',  
Keine Glocke klinget  
Ihm ein Raftlied zu.

4. So in deinem Streben  
Bist, mein Herz, auch du:  
Gott nur kann dir geben  
Wahre Abendruh'.

## 153. Beim Abendläuten.

Christian Schmitt.

1. Feierylockenklang. —  
Wald und Fluren wollen rasten;  
Auf den Gassen schweigt das  
Fasten,

Im Gebüsch der Vogelsang.  
Talwärts schweben weiche Düste;  
Milde, windbewegte Lüfte  
Flüstern leis der Erde zu:  
„Schlaf' in Ruh'!“

2. Feierylockenklang. —  
Engel wandeln segnend wieder  
Durch das Halmgeländ' hernieder  
Am verklärten Hügelhang.

Schweigend neigt vor ihren Blicken  
Sich die Saat: die Blumen nicken  
Müd' am Weg einander zu:  
„Schlaf' in Ruh'!“

3. Feierylockenklang. —  
Herz, mein Herz, vernimm das  
Klingen!  
Süßen Frieden will es bringen  
Nach des Tages wirrem Drang.  
Dir auch nahn auf leichten Füßen  
Himmelsboten, dich zu grüßen;  
Mahnend rufen sie dir zu:  
„Schlaf' in Ruh'!“

## 154. Nachtlid.

Joseph v. Eichendorff.

1. Vergangen ist der lichte Tag,  
Von ferne kommt der Glocken Schlag;  
So reißt die Zeit die ganze Nacht,  
Nimmt manchen mit, der's nicht  
gedacht.

2. Wo ist nun hin die bunte Lust,  
Des Freundes Trost und treue Brust,  
Des Weibes süßer Augenschein?  
Will keiner mit mir munter sein?

3. Da's nun so stille auf der Welt,  
Zieh'n Wolken einsam übers Feld,  
Und Feld und Baum besprechen  
sich, —  
O Menschenkind! was schauert dich?

4. Wie weit die falsche Welt auch sei,  
Bleibt mir doch einer nur getreu,  
Der mit mir weint, der mit mir wacht,  
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.

5. Frisch auf denn, liebe Nachtigall,  
Du Wasserfall mit hellem Schall!  
Gott loben wollen wir vereint,  
Bis daß der lichte Morgen scheint.

## 155. Die Nacht.

Hermann Desfer.

1. Es gingen vom Tal in die Berge  
Die Schatten mit eiligem Schritt,  
Sie nahmen die Stimmen des Tages,  
Die Farben des Lebens uns mit.

2. Und die dunkle Woge des Sees  
Hebt scheu sich und atmet sacht.  
Du habtest das Licht und das Leben:  
Wie bist du so furchtbar, o Nacht!

3. Da seh ich ein Licht sich entzünden,  
Nun decket ein Schatten den Schein:  
Es singt eine Mutter den Liebling  
In die alten Träume hinein.

4. Jetzt teilet sich Wolke von Wolke,  
Ein Sternlein ist lächelnd erwacht,  
Ein zweites, ein drittes, — nun zahllos:  
Wie bist du so lieblich, o Nacht!

## 156. Die Sternseherin Rife.

Matthias Claudius.

1. Ich sehe oft um Mitternacht,  
Wenn ich mein Werk getan  
Und niemand mehr im Hause wacht,  
Die Stern' am Himmel an.

2. Sie gehn da, hin und her  
zerstreut,  
Als Lämmer auf der Flur,  
In Rudeln auch und aufgereiht  
Wie Perlen an der Schnur;

3. Und funkeln alle weit und breit  
Und funkeln rein und schön;  
Ich seh die große Herrlichkeit  
Und kann mich satt nicht sehn.

4. Dann saget unterm Himmels-  
zelt  
Mein Herz mir in der Brust:  
„Es gibt was Bessers in der Welt  
Als all ihr Schmerz und Lust.“

5. Ich werf' mich auf mein Lager hin  
Und liege lange wach  
Und suche es in meinem Sinn  
Und sehne mich danach.

## 157. Herr, Du bist groß.

Johann Gabriel Seidl.

1. „Herr, Du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn im Osten  
Der Tag wie eine Feuerroß' erblüht,  
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu kosten,  
Natur und Mensch in junger Kraft erglüht.  
Wo lässest Du, o Herr, Dich güt'ger sehen,  
Als in des Morgens großem Auferstehen?

2. „Herr, Du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn's von Wettern  
Am Mittagshorizonte zuckend droht  
Und Du mit Deines Blitzes Flammenlettern  
Auf Wolkentafeln schreibst Dein Machtgebot.  
Wo wärst, o Herr, furchtbarer Du zu schauen,  
Als im empörten Mittagswettergrauen?

3. „Herr, Du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn im Westen  
Der Tag sein Auge sanft bewältigt schließt,  
Wenn's in den Wäldern schallt von Liederfesten  
Und süße Wehmut sich aufs All ergießt.

Wodurch, o Herr, stimmst Du das Herz uns milder,  
Als durch den Zauber Deiner Abendbilder?

4. „Herr, Du bist groß!“ — so ruf' ich, wenn das Schweigen  
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,  
Die Sterne funkelnd auf- und niedersteigen  
Und sich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.  
Wann winkst Du, Herr, erhabner uns nach oben,  
Als wenn Dich stumm die heil'gen Nächte loben?

5. Herr, Du bist groß in jeglichem Erscheinen,  
In keinem größer, stets der Größte nur;  
Du führst im Staunen, Lächeln, Graun und Weinen  
In jeder Regung uns auf Deine Spur.  
Herr, Du bist groß! o laß mich's laut verkünden  
Und selbst mich groß in Deiner Größ' empfinden!

### 158. Frühlingsstimmen.

Julius Sturm.

1. Raum nascht der Sonne goldner  
Strahl  
Am Schnee im Tal,  
Singt schon ein Stimmchen glockenrein  
Im kahlen Hain:  
„Wie lieb! wie lieb!  
Leis schwillt das Aug' am Trieb.“

2. Und säumt das Weilchen noch  
zu blühen  
Im jungen Grün,  
So schmettert doch ein Sängerknecht  
Hoch überm Feld:  
„Tirli, tirli!  
Ausblieb der Lenz noch nie.“

3. Und horch! kaum sproßt das  
Laub im Wald,  
Da klingt und schallt  
Ein Jubellied von Ast zu Ast  
Voll froher Hast:  
„Empor! empor!  
Jauchzt Lob und Dank im Chor!“

4. Wie schön die Flur, es fehlt  
ihr doch  
Das Schönste noch;  
Da endlich lockt im Wonnelaute  
Die holde Braut:  
„Zirküt! zirküt!  
Die Rosen sind erblüht.“

### 159. Die Auferstehung.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

1. Auferstehn, ja auferstehn wirst  
du,  
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!  
Unsterblich Leben  
Wird, der dich schuf, dir geben!  
Halleluja!

2. Wieder aufzublühen, werd' ich  
gesät!  
Der Herr der Ernte geht  
Und sammelt Garben,  
Uns ein, uns ein, die starben!  
Halleluja!

3. Tag des Danks, der Freuden-  
tränen Tag!  
Du meines Gottes Tag!  
Wenn ich im Grabe  
Genug geschlummert habe,  
Erweckst du mich!

4. Wie den Träumenden wird's  
dann uns sein!  
Mit Jesu gehn wir ein  
Zu seinen Freuden!  
Der müden Pilger Leiden  
Sind dann nicht mehr!

5. Ach, ins Allerheiligste führt mich  
 Mein Mittler dann; lebt' ich  
 Im Heiligtume  
 Zu seines Namens Ruhme!  
 Halleluja!

### 160. Wer feiert die fröhlichsten Ostern?

Karl Gerok.

1. Willkommen, o fröhlicher Ostertag!  
 Nun klingt es wie Psalmen in Lüften;  
 Nun lebet, was welf und erstorben lag,  
 Nun grünt es auf Gräbern und Grüften;  
 Du Erde so wonnig, du Himmel so blau,  
 Ihr Wölkchen so licht und ihr Winde so lau,  
 Was lebt in der Luft, und was webt auf der Au. —  
 Wer feiert die fröhlichsten Ostern?

2. Vorüber wandl' ich am Gartenzaun;  
 Schon säumet mit Grün sich die Hecke;  
 Schon schwellen die Knospen so saftig braun,  
 Schon keimt's in der heimlichsten Ecke.  
 Die Primel, sie wärmt sich im sonnigen Schein;  
 Das Weilchen, es duftet am schattigen Rain,  
 Und alle die Blümchen, sie stimmen mit ein:  
 Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

3. Nun wahl' ich hinaus ins besonnete Feld,  
 Da girrt es und schwirrt in den Zweigen;  
 Der Buchfink baut sich sein lustig Gezelt,  
 Und die Lerche lobsinget im Steigen,  
 Und die Vögelein all auf dem Berg und im Tal  
 Sie stimmen die Kehlen zum Frühlingschoral;  
 Sie grüßen mich munter und rufen zumal:  
 Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

4. Da hör' ich von ferne noch helleren Klang;  
 Die Kinder, sie tanzen den Reihen;  
 Die dumpfige Stube verschloß sie so lang,  
 Nun spielen sie wieder im Freien;  
 Die munteren Füllen, entsprungen dem Stall,  
 Sie schlagen den Reif, und sie werfen den Ball;  
 Sie tummeln sich lustig und rufen mir all:  
 Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

5. Doch abseits der Linde auf hölzerner Bank,  
 Da sitzt ein Paar, sich zu sonnen;  
 Die Tochter, sie führet die Mutter so krank,  
 Die heute dem Lager entronnen;  
 Wie wärmt ihr die Sonne das matte Gebein,  
 Wie schlürft sie die Lüfte, die labenden, ein!

Vier Augen, die leuchten in seligem Schein:  
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

6. Nun aber hör' ich in festlichem Chor  
Vom Turme die Glocken erschallen;  
Still tret' ich mit ein in das heilige Thor,  
Da braust's durch die dämmernden Hallen:  
Der Herr ist erstanden aus Grabesnacht,  
Der Tod ist verschlungen, der Sieg ist vollbracht,  
Lobsinget, ihr Christen, und jauchzet mit Macht:  
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

7. Und als ich trat aus dem Gotteshaus,  
Da grüntem die Gräber im Kreise;  
Da lücht' ich mir eines, mein teuerstes, aus;  
Dort stand ich und betete leise;  
Da säuselt' in Lüften ein seliger Klang,  
Wie wenn sein Gefieder ein Englein schwang;  
Da tönt' es hernieder wie Seraphsgefang:  
Wir feiern die fröhlichsten Ostern!

### 161. Das Mägdlein schläft.

Karl Gerok.

1. Das Mägdlein schläft; ihr  
Eltern, jammert nicht,  
Gönnt ihm die süße Ruh'!  
Aus Blumen blickt sein friedevoll  
Gesicht

Und spricht euch tröstlich zu:  
„Ein lieblich Los ist mir beschieden,  
Ich lieg' und schlafe ganz mit  
Frieden;“  
Das Mägdlein schläft.

2. Das Mägdlein schläft; es hat  
sich müd' gespielt  
Und hat sich satt gefreut;  
Die Puppe, die es stolz im Ärmchen  
hielt,

Sein liebes Sonntagskleid,  
Sein Büchlein, dran es fromm gegessen,  
Sein Reichthum all ist nun vergessen;  
Das Mägdlein schläft.

3. Das Mägdlein schläft; sein  
Lebenstag war mild  
Und leicht sein Erdenlos —  
Ein Bächlein, das durchs blumige  
Gesild  
In klaren Wellen floß;

Kein Weh hat ihm durchs Herz  
geschnitten,  
Der letzte Kampf war bald ge-  
stritten;  
Das Mägdlein schläft.

4. Das Mägdlein schläft; wie selig  
schief es ein  
In seines Hirten Arm!  
Noch war sein Herz vom Gift der  
Sünde rein,

Drum starb es ohne Harm;  
Ein schuldblos Herz, ein gut Ge-  
wissen,  
Das ist ein sanftes Sterbeküssen;  
Das Mägdlein schläft.

5. Das Mägdlein schläft; all  
Erdenweh und Not  
Verschläft's im sichern Zelt;  
Weißt, Mutter, du, was Bittres ihm  
gedroht

In dieser argen Welt?  
Jetzt mag der rauhe Winter stürmen,  
Der schwüle Sommer Wetter  
türmen:  
Das Mägdlein schläft.

6. Das Mägdlein schläft: nur eine  
kurze Nacht  
Verschläft's im Kämmerlein;  
O wenn es einst vom Schlummer  
auf erwacht,  
Das wird ein Morgen sein!  
Der eintrat in Jairus' Kammer,  
Der stillt sodann auch euern Jammer;  
Das Mägdlein schläft.

7. Das Mägdlein schläft; und nun  
den letzten Kuß  
Auf seinen blassen Mund;  
O Mutterherz, so sei es denn, weil's  
muß;

Gott, hilf durch diese Stund'!  
Ihr Kinder, folgt mit Chorgesänge  
Dem Schwesterlein zum letzten  
Gänge;

Das Mägdlein schläft.

8. Das Mägdlein schläft; nun Hirte,  
nimm's an Herz,  
Es ist ja ewig dein;  
Ihr Sterne, blicket freundlich nieder-

wärts  
Und hütet fein Gebein;  
Ihr Winde, weht mit leisem Flügel  
Um diesen blumenreichen Hügel!  
Das Mägdlein schläft.

### 162. Du sonnige, wonnige Welt.

Friedrich Wilhelm Weber.

1. Das ist des Lenzes belebender  
Hauch,  
Der atmet durch Flur und Feld!  
Schon schlägt die Drossel im Erlens-  
strauch,  
Die Lerche fingt und der Buchfink  
auch:  
O du sonnige, wonnige Welt!

2. Bald kommt der Mai, und der  
Wald wird grün  
Und wölbt sein duftiges Zelt.  
Die weißen Wolken am Himmel  
ziehen,  
Der Apfelbaum und die Rose blühn:  
O du sonnige, wonnige Welt!

3. Ihr Knaben und Mädchen, nun  
kränzt das Haupt,  
Zum Tanz um die Linde gesellt!  
Was heute prangt, ist morgen entlaubt,  
Und es schneit und stürmt, bevor ihr  
es glaubt,  
In die sonnige, wonnige Welt.

4. Die Tage verrauschen in Lust  
und Leid,  
Wie Pfeile, vom Bogen geschneelt.  
O jubelt und lacht! denn es kommt  
die Zeit,  
Bevor ihr es glaubt, wo es stürmt  
und schneit  
In die sonnige, wonnige Welt.

### 163. Wanderlust.

Emanuel Geibel.

1. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus:  
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!  
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,  
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

2. Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt'!  
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht!  
Es gibt so manche Straße, da nimmer ich marschiert,  
Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probiert.

3. Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,  
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Tal!

Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all':  
Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmt ein mit Schall.

4. Und abends im Städtlein, da fehr' ich durstig ein:  
„Herr Wirt, Herr Wirt, eine Kanne blanken Wein!  
Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du!  
Bon meinem Schatz das Liedel, das sing' ich dazu.“

5. Und find' ich keine Herberg', so lieg' ich zu Nacht  
Wohl unter blauem Himmel; die Sterne halten Wacht;  
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,  
Es küsset in der Früh' das Morgenrot mich wach.

5. O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!  
Da weht Gottes Odem so frisch in die Brust;  
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:  
Wie bist du doch schön, o du weite, weite Welt!

### 164. Zigeunerleben.

Emanuel Geibel.

1. Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,  
Da regt sich's und raschelt's und flüstert zugleich;  
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein  
Um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.

2. Das ist der Zigeuner bewegliche Schar,  
Mit blühendem Aug' und mit wallendem Haar,  
Gesäugt an des Niles geheiligter Flut,  
Gebräunt von Hispaniens südlicher Glut.

3. Ums lodernde Feuer im schwellenden Grün,  
Da lagern die Männer, verwildert und kühn,  
Da kauern die Weiber und rüsten das Mahl  
Und füllen geschäftig den alten Pokal.

4. Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,  
Wie Spaniens Gärten so blühend und bunt,  
Und magische Sprüche für Not und Gefahr  
Verkündet die Alte der horchenden Schar.

5. Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz;  
Da sprühen die Fackeln im röttlichen Glanz,  
Heiß lockt die Guitarre, die Zimbel erklingt,  
Wie wilder und wilder der Reigen sich schlingt.

6. Dann ruhn sie, ermüdet vom nächtlichen Reihn;  
Es rauschen die Wipfel in Schlummer sie ein,  
Und die aus der sonnigen Heimat verbannt,  
Sie schauen im Traum das gesegnete Land.

7. Doch wie nun im Osten der Morgen erwacht,  
Verlöschen die schönen Gebilde der Nacht;  
Laut scharret das Maultier bei Tagesbeginn,  
Fort ziehn die Gestalten. — Wer jagt dir, wohin?

## 165. Reiselied.

Joseph v. Eichendorff.

1. Durch Feld und Buchenhallen  
Bald singend, bald fröhlich still,  
Recht lustig sei vor allen  
Wer's Reisen wählen will!

2. Wenn's kaum im Osten glühte,  
Die Welt noch still und weit:  
Da weht recht durch's Gemüte  
Die schöne Blütenzeit!

3. Die Lerch' als Morgenbote  
Sich in die Lüfte schwingt;  
Eine frische Reisenote  
Durch Wald und Herz erklingt.

4. O Lust, vom Berg zu schauen  
Weit über Wald und Strom,  
Hoch über sich den blauen,  
Tiefflaren Himmelsdom!

5. Vom Berge Vöglein fliegen  
Und Wolken so geschwind:  
Gedanken überfliegen  
Die Vögel und den Wind.

6. Die Wolken ziehn hernieder,  
Das Vöglein senkt sich gleich:  
Gedanken gehn und Lieder  
Fort bis ins Himmelreich.

## 166. Pfingstlied.

Paul Kaiser.

Pfingsten kam. In klaren Lüften  
Liegt des Lenzes holder Hauch;  
Prangend steht in süßen Düften  
Goldlackstoc und Fliederstrauch.  
Festtagspilger sieht man wallen  
Zu des Waldes Hochaltar,  
Und noch zieht es manche Schar  
Zu des Geistes Tempelhallen.

Pfingsten kam. Vom heitern  
Strahle  
Wird der Erde Flur umkränzt,  
Aus des Himmels Lichtportale  
Gottes Auge freundlich glänzt.  
Und in ird'schen Dämmerungen  
Bricht des Wortes Licht sich Bahn,  
Flieht des Dunkels wirrer Wahn  
Vor des Geistes Zeugnungen.

Pfingsten kam. Des Winters  
Schweigen  
Wich des Frühlings lautem Schall;  
Zubelnd schmettert von den Zweigen  
Amstel, Fink und Nachtigall.  
Doch zum ew'gen Throne dringen  
Andre Lieder noch empor;  
Lieder sind's im höhern Chor,  
Hell're Lieder hört man klingen.

Pfingsten kam. Ein festlich Regen,  
Glanz und Sauchzen überall;  
Wonneseam auf tausend Wegen  
Wogt des Lebens reicher Schwall.  
Schmückt das Fest mit grünen Maien,  
Feierkleid und Liedern aus:  
Aber heiligt Herz und Haus,  
Laßt's vom Geiste Gottes weihen!

## 167. Im Frühling.

Friedrich v. Bodenstedt.

1. Nun keimt und blüht es aller-  
wärts,  
Die Drossel singt im Waldesgrün;  
Mir ist, als fühlt' ich auch mein  
Herz  
Neu mit des Lenzes Blumen blühen.  
Die ganze Welt erneut sich,  
Und jedes Würmchen freut sich,

Wie alles duftet, treibt und ringt.  
In wonnevollem Werden —  
Was auch das Leben Triebes bringt,  
Es ist doch schön auf Erden!

2. Dort sinnend wandelt eine Frau.  
Schon furcht sich alternd ihr Gesicht;  
Das schwarze Haar wird silbergrau;

Sie denkt der Jugendzeit und spricht:  
 „Die Vöglein zwitschern wieder  
 Die alten Frühlingslieder,  
 Sie kennen nicht Veränderung  
 In Antlitz und Gebärden —  
 Doch, bleibt man auch nicht immer  
 jung,  
 Es ist gar schön auf Erden!“

3. Es fiel vom Baum ein welkes  
 Blatt,

Ein Greis schloß seine Augen zu;  
 Ein Trauerzug wallt aus der Stadt  
 Man trägt den Leib zur ew'gen  
 Ruh'.

Der Geist auf lichtern Bahnen  
 Sieht schon, was wir nur ahnen —  
 Er geht zu neuem Frühling ein,  
 Frei aller Not zu werden.  
 Wohl wird's im Himmel schöner  
 sein,  
 Doch schön ist's auch auf Erden.

### 168. Frühlings-Symphonie.

Rudolf Baumbach.

1. Auf grünem Hügel steht der  
 Mai,

Der fröhliche Geselle,  
 Will haben eine Symphonie  
 Mit seiner Hoffcapelle.

Er schwingt mit Fleiß  
 Ein kühnes Reiz  
 Mit Blüten, rosenroten;  
 Es ist die Flur  
 Die Partitur,  
 Die Blumen sind die Noten.

2. Herbei, herbei, ihr Sänger all',  
 Und setzt euch um den Bronnen!  
 Frau Lerche und Frau Nachtigall  
 Das sind die Primadonnen.

Die Emmeritz,  
 Der Stiegelitz,  
 Die singen im Duette;  
 Der Spaß im Rohr  
 Verstärkt den Chor  
 Und bläst die Klarinette.

3. Der Fink, der liederreiche  
 Mann,  
 Der Zeisig darf nicht fehlen,  
 Und weil der Kauz nicht singen  
 kann,  
 Muß er die Pausen zählen.

Der Kuckuck schreit,  
 Und im Getreid'  
 Das Rebhuhn und die Wachtel;  
 Es klopft der Specht,  
 Der Jägerknecht,  
 Die Viertel und die Achtel.

4. Und alles, was auf sechsen geht,  
 Will auch nicht länger schweigen:  
 Die ganze Schar im Kreise steht  
 Und mischt sich in den Reigen;  
 Es summen zart  
 Nach Harfenart  
 Die Biene und die Hummel;  
 Maikäfer braun  
 Bläst die Posaun',  
 Baumschröter schlägt die Trummel.

5. Nun heben auch die Hirche an  
 Im Tannenforst zu röhren,  
 Die Ruh auf grünem Wiesenplan  
 Läßt ihre Stimme hören,  
 Dazu die Geiß  
 Und Lämmlein weiß  
 Und buntgefleckte Kälber;  
 Ich weiß es nicht,  
 Wie mir geschieht;  
 Ich glaub', ich singe selber.

### 169. Im Frühsommer.

Peter Rosegger.

Waldfreude! Wer kann sie genugsam besingen? Der Mensch kann  
 es nicht, nur der Vogel kann es. Da sitzt mir einer stundenlang in der  
 Krone des Ahorns oben und weiß allerhand Geschichten und wunderschöne

Lieder. Und dabei ein Schelm! Einmal singt er wie die Amsel in der Hecke; dann wie die Lerche im Kornfeld, dann wie die Grasmücke auf der Heide, dann wie die Drossel im Walde, dann wie der Teichvogel im Sumpfe; dann zeigt er, daß auch solches keine unerreichbare Kunst ist, wie der Spatz auf dem Dache singt. Ein wahrer Tausendkünstler das! Anfangs meinte ich, es sei eine ganze gefiederte Künstlergesellschaft oben; da belehrte mich mein Freund Kornstock, daß es ein einziger Vogel sei, ein rechter Spizbub — der lustige Bürger genannt. Der verstehe es, mit Schnabel-, Keh- und Bauchredekünsten wie ein musikalischer Spazmacher alle Stimmen, die er irgendwo gehört habe, nachzuahmen. Manchen einfüßigen Vogeljüngling lockt er herbei, um ihn nachher zu zausen, und die Jungfrauen foppe er auch.

Vom Lärchbaum schreit ein Edelfink herüber. Es muß eine Frage sein: die Drossel im Haselstrauch antwortet sofort. Mich dünkt, es ist die Rede vom Essen. Der Fink fragt herab, ob die Würmchen im Grase schon fett seien; die Drossel leugnet es und gedenkt, das Mastvieh für sich selber zu schlachten.

In einem Busch am Bache sehe ich das Nest einer Drosselfamilie. Ich möchte mein Haus nicht so der Überschwemmungsgefahr aussetzen. Wenn ich schon Flügel hätte und also das Berg-, Baum- oder Stiegensteigen nicht brauchte, so baute ich's doch lieber auf einen hohen Wipfel; da hätte ich für die Kinder gleich auch das Wiegenschaukeln. Hinter dem Strauche versteckt, gucke ich in das Nest nach den zarten vier Kleinen, die eins über das andere kriechen und kugeln und ihre Schnäbel weit aufsperrten. Dort auf dem Fichtenast sitzen die Alten, gurgeln und zirpen und getrauen sich nicht herüber. Endlich wagen sie es doch, und die Kindlein kriegen ihr Mittagsmahl hübsch nach der Reihe: graue Würmlein in Beize. Schau, das eine will noch einmal haben und möchte dem Bräuderlein etwas wegschnappen. Nichts da! Dein Teil hast du schon bekommen. Mich würdest du herumkriegen; denn ich kenne euch eigentlich nicht auseinander. Zum Glück ist dein Vater klüger.

Plötzlich kreischt der Alte auf; alles flattert mit den Flügeln, die Mutter sträubt ihre Federn und starrt wie gelähmt gegen den Himmel. Dort im Wipfel lauert ein Häher. Ich halte meine Hand schützend über den Einschlupf. Wie das Kleine zittert, wie ihm das Herzlein klopf! Der Familienvater ist auf den Erlenstrauch hinübergesflogen; dort kreischt er, soviel aus dem Schnabel geht. Er schilt den Friedensstörer auf dem hohen Wipfel und schreit: „Meine Leut' laß mir in Ruh!“ Ich fange an Erdschollen gegen den Wipfel zu werfen, um den Unhold zu verscheuchen. Endlich ist er davon, der Mordgeselle, und bei mir ist es auch an der Zeit. Behüt euch Gott, ihr Dröffelein beisammen.

## 170. Die Fülle des Sommers.

Claus Harms.

Raum daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre. Raum daß wir einen Schritt tun können, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein. Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Zeit allein! Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir; es flattert vor dir: überall ist des Lebendigen die Fülle in dieser Sommerszeit. Es sind Wesen, die mit fein wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen, denen er angewiesen hat ihren Ort; denen er gegeben hat zu dem Bedürfnisse die Werkzeuge, es zu befriedigen; denen mehrere und weniger Sinne aufgetan sind, weiter zu dringen als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen und die Freude suchen wie du, o Mensch, und dir verwandt sind. Wolltest du verachten eines von ihnen? es nicht eines Anblicks, nicht eines Gedankens würdigen? Du kannst hundert töten mit einem Fußtritt, aber auch ein einziges bilden? Nein, du mußt bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand. Wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchem Gott so viele tausend mal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du nicht zählen kannst, wie weit du mit deinen Augen nur reichst, wie viel auf einem einzigen Baum nur lebt; denn es ist allenthalben von allerlei Art, woget und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerzeit.

## 171. Die Roggenmuhme.

Wilhelm Stamm.

- |  |  |
|--|--|
| <p>1. Es schläft die Luft, es weht<br/>kein Wind,<br/>Und dennoch beugen tausend Ähren<br/>Bald leise sich und bald geschwind,<br/>Als ob sie freien Willens wären.</p> <p>2. Rings liegt die Flur so seltsam<br/>stumm<br/>Gleich einem weiten Heiligtume —<br/>Das macht, unsichtbar schreitet um<br/>Im Erntefeld die Roggenmuhme.</p> <p>3. Mit schwielenharter, brauner<br/>Hand<br/>Ertheilet sie dem Korn den Segen,<br/>Wann sich im heißen Sonnenbrand<br/>Beginnt der Blüte Frucht zu regen.</p> | <p>4. Wo sie die Ähren rührt, da quillt<br/>Empor die Milch der Mutter Erde<br/>Ins Körnlein, welches freudig schwillt,<br/>Daß es zum Brot des Menschen<br/>werde.</p> <p>5. Und wo zum schmalen Ackerlein<br/>Sich teilen die besäten Breiten,<br/>Da sieht man doppelt sie seldein,<br/>Feldaus der Armen Land durch-<br/>schreiten.</p> <p>6. Mein Kind, hab' du des Kornes<br/>acht,<br/>Zertritt es nicht ob einer Blume —<br/>Mit ihren großen Augen wacht<br/>Im Feld die strenge Roggenmuhme.</p> |
|--|--|

## 172. Vor der Ernte.

Martin Greif.

- |  |   |
|--|---|
| 1. Nun störet die Ähren im Felde<br>Ein leiser Hauch;<br>Wenn eine sich beugt, so bebet<br>Die andre auch. | 2. Es ist, als ahnten sie alle<br>Der Sichel Schnitt;<br>Die Blumen und fremden Halme<br>Erzittern mit. |
|--|---|

## 173. Das Leben auf dem Lande.

Adolf Stahr.

Nur auf dem Lande wird die volle Jugend genossen. Wie oft blicke ich mit wehmütigen Empfindungen auf meine eigenen Kinder, die im engen, hochummauerten Hofe unter meinen Fenstern kaum hin und wieder ein Streifchen Sonnenschein erhaschen, und denen der verkümmerte Birnbaum mit seinen spärlichen Blüten den ganzen Frühling ersetzen muß. Und wie fremd ist ihnen die Natur, wenn sie Sonntags einmal hinauskommen auf die staubige Landstraße, oder in irgend einen öffentlichen Garten, wo das Klappern der Regalbahnen oder harte Blechmusik den Gesang der Vögel ersetzt. Ach, alle Kinder sind beklagenswert, deren Jugend der buntgemalte Käfig großer Städte umgittert. Wie innig und sehnsuchtsvoll dringt dagegen auf dem Lande jedes Zeichen des keimenden Frühlings in das junge Herz! Wie lieb wird die allbelebende Sonne, wenn ihre warmen Strahlen allgemach die langentbehrten Tummel- und Spielplätze wieder benutzbar machen und auf dem hochgelegenen Kirchhofe dicht am Pfarrhause, der immer zuerst trocken wird, der Ball wieder an dem altersgrauen Kirchturme hinauffliegt! Wie klingt es süß, das langgeschweifte Horn des Kuhhirten in der Morgenfrühe, zu dem die brüllenden Kinder, langsam aus ihren Ställen und Höfen schreitend, den Grundbaß hören lassen! Und selbst der langgezogene, gellende Fingerpfeiff des Schäfers mit dem langen, eisenbeschlagenen Stocke und dem würdevoll ruhig schreitenden Zottelspiz ihm zur Seite, der, wie sein Herr sagt, verständiger und klüger ist als mancher Mensch — er ist Musik in den Ohren der Kinder; dazwischen tönt das Geläute der Kirchturmglöcke und ruft die Dorfjugend zur Schule. Da summen die Bienen in den Blütenfeldchen des Birnbaumes um und über uns, und es spielen die frischen Morgenlüfte mit dem jungen, saftigen Laube der Weinranken. Überall Leben und Lebenslust, und sogar des ernstern Vaters Gesicht, das sonst beim Unterrichte so streng blickt, wird freundlicher, und mit Behagen läßt er die duftigen Ringelwölkchen der Morgenpfeife entsteigen; denn der Frühlingmorgen ist gar zu schön.

Und nun gar der Sonntag, ein Frühlingssonntag!

Die Jugenderinnerung, wie steigt du so golden herauf mit solchem Frühlingsmorgen, wo die duftberauschten Frühlingswinde sich im trunkenen Übermuth in den lichtgrünen Baumkronen schaukeln und die blütenweißen Streifwölkchen am blauen Himmel so verlockend in die Ferne hin weiterziehen!

Es ist ein Sonntagmorgen. Sie wandeln langsam daher aus der Kirche, in der soeben die letzten Töne des Schlußgesanges verklungen sind, die Dorfbewohner, Männer und Frauen in ihrer altererbten, eigenartigen Tracht, die Gesangbücher unter dem Arme oder in den Händen, alle vorbei dicht an dem baumumschatteten Pfarrhause, vor dem schon der Wagen wartet, der den Pfarrherrn zu den Nachbarhöfem führen soll, damit er auch dort die Herzen mit der Labe des göttlichen Wortes erbaue. Ich kenne sie alle, die treuherzigen, wettergebräunten, von der Arbeit vorzeitig gefurchten Gesichter der Männer und Frauen, auf die der stille Sonntagfriede seinen sänftigenden Widerschein wirft. Hinter dem Garten, da lachen die Wiesen, da blitzt und flimmert in der Morgensonne der große, von Schilf und Binzen umrandete See mit seinen weißen Wasserlilien. Da wogen die jungen Roggenfelder wie ein grünes Meer, darunter stehen roter Mohn und Rittersporn. Dahinaus ging es über die Kohl- und Salatbeete, hinaus in die weite Welt, die uns gehörte, so weit sie unseren Blicken offen lag. Nur auf dem Lande ist Frühling!

Und auch der Samstagabend, der einem solchen Sonntage vorherging, ist eine freundliche Erinnerung. Ist mir doch heute noch der Sonntagabend der liebste Tag der Woche mit seinem freien Schulnachmittage, mit seinem Feierabend-Läuten, mit den häuslichen Zurüstungen und der frohen Aussicht auf den Sonntag, von dem man immer etwas Besonderes hofft.

## 174. Sommernacht.

Gottfried Keller.

1. Es wallt das Korn weit in die  
Runde,  
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;  
Doch liegt auf seinem stillen Grunde  
Nicht Seegewürm, noch anderer Graus;  
Da träumen Blumen nur von Kränzen  
Und trinken der Gestirne Schein,  
O goldnes Meer, dein friedlich  
Glänzen  
Saugt meine Seele gierig ein!

2. In meiner Heimat grünen Tälern,  
Da herrscht ein alter, schöner Brauch:

Wann hell die Sommersterne strahlen,  
Der Glühwurm schimmert durch den  
Strauch,  
Dann geht ein Flüstern und ein  
Winken,  
Das sich dem Ährenfelde naht,  
Da geht ein nächtlich Silberblinken  
Von Sichel durch die goldne Saat.

3. Das sind die Burschen jung  
und wacker,  
Die sammeln sich im Feld zuhauf  
Und suchen den gereiften Acker

Der Witwe oder Waise auf,  
Die keines Vaters, keiner Brüder  
Und keines Knechtes Hilfe weiß; —  
Ihr schneiden sie den Segen nieder;  
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

4. Schon sind die Garben festge-  
bunden

Und rasch in einen Ring gebracht;  
Wie lieblich flohn die kurzen Stunden,  
Es war ein Spiel in kühler Nacht.  
Nun wird geschwärmt und hell ge-  
sungen

Im Garbenkreis, bis Morgenluft  
Die nimmermüden, braunen Jungen  
Zur eignen, schweren Arbeit ruft.

## 175. Predigt der Garben.

Claus Harms.

Der heiße Erntetag war vorüber; eine schöne Sommernacht breitete sich über die schweigenden Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!“ — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann ihre Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute; er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der Herr seinen Tisch, und Millionen werden gesättigt; seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet her dem Herrn Ehre und Preis!“ — Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an.

Eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen ist alles gelegen! Der Landmann rühret seine tätige Hand, pflüget den Acker und streuet Körner in seine Furchen; aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heiße Sommertage liegen zwischen dem Säen und Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütet das Körnlein im Schoße der Erde, behütet die grünende Saat und die reisende Ähre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist alles gelegen.“

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten! Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus, zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die Scheuern geräumt. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm den Samen; aber Tränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er hundertsfältig; denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Tränen säen, werden

mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben."

Danach fuhr eine vierte Garbe fort zu reden: „Wohlzutun und mitzuteilen vergeßet nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen! Könnten wir's dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Ahrenleser von seinem Acker trieb! Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand austun, daß er gleiche dem redlichen Boas, der an der frommen Rut Barmherzigkeit übte. Wohlzutun und mitzuteilen vergeßet nicht!“ — Und die Wachteln riefen laut hinüber ins Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken.

Also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten! Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten, und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Was wundert ihr euch, daß Unkraut unter dem Weizen stehet? Hattet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn austreutet? Wer Unkraut säet, wird Mühe ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten; wer auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird er ernten!“

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: „Amen! Amen!“

## 176. Gewitter.

Karl Gerok.

1. Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel!

Die Lüfte wehn so dumpf und schwül,

Die Wolken stehn so schwarz zuhauf,

Ein schwer Gewitter zieht herauf:

Behüt' uns Gott in Gnaden!

Schauet, schon kommen die Winde geflogen,

Himmelan wirbelt erstickender Staub,

Pappeln erbrausen, vom Sturme gebogen,

Silbern erzittert das rauschende Laub,

Dampfend noch in die geöffnete Scheuer

Ziehen die Roffe das dustende Heu,

Und in dem Neste am Giebelgemäuer

Duckt sich das Bögelein schweigend und scheu.

2. Ihr Kinder, duckt euch nicht so scheu,

Seid unverzagt, kommt all herbei!

Ein treues Vaterauge wacht

Auch über schwarzer Wolkennacht;

Behüt' uns Gott in Gnaden!

Sehet, wie schaurig die Lüfte sich schwärzen,

Mittag verkehrt sich in dämmernde Nacht;

Stille wirds draußen, es klopfen die Herzen,

Mächtige Tropfen schon melden sich jacht:  
Plötzlich ein Blitz, der mit feuriger Lohe  
Blendet das Aug' und erhellt das Gemach,  
Und durch das Himmelsgewölbe, das hohe,  
Kollert der Donner mit dumpfem Gefrach.

3. Ihr Kinder, ruft zur Himmelshöh':  
Du Herrscher über Land und See,  
Den Pilger schüt' in Sturmesnot,  
Auf wildem Meer das schwanke Boot!  
Behüt' uns Gott in Gnaden!

Siehe, nun stürzen die himmlischen Quellen,  
Strömend ergießen die Wolken den Schoß;  
Dächer, sie traufen, und Bäche, sie schwellen,  
Alle die Schleusen des Himmels sind los;  
Dämmernd verschwindet im düsteren Regen  
Himmel und Erde, die weite Natur;  
Aber den süßen, befruchtenden Segen,  
Durstig verschluckt ihn die lechzende Flur.

4. Ihr Kinder, lobt den Herrn der Welt!  
Er trinkt die Flur, er labt das Feld,  
Er schmückt das Blümlein, speist den Wurm  
Und segnet auch im Wettersturm;  
Behüt' uns Gott in Gnaden!

Milder schon fallen die silbernen Tropfen,  
Munter schon zwitschert ein Sperling am Dach,  
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen:  
All das verschüchterte Leben wird wach;  
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,  
Murrst noch der Donner, ein fliehender Leu,  
Aber am Himmel der leuchtende Bogen  
Kündet's der Erde: der Herr ist getreu!

### 177. Ich sah den Wald sich färben.

Emanuel Geibel.

1. Ich sah den Wald sich färben,  
Die Luft war grau und stumm;  
Mir war betrübt zum Sterben,  
Und wußt' es kaum, warum.

2. Durchs Feld vom Herbst-  
gestäude  
Her trieb das dürre Laub;  
Da dacht' ich: deine Freude  
Ward so des Windes Raub;

3. Dein Lenz, der blütenvolle,  
Dein reicher Sommer schwand;  
An die gefrorne Scholle  
Bist du nun festgebant.

4. Da plötzlich floß ein klares  
Getön in Lüften hoch:  
Ein Wandervogel war es,  
Der nach dem Süden zog.

5. Ach, wie der Schlag der  
Schwingen,  
Das Lied ins Ohr mir kam,  
Fühlt' ich's wie Trost mir bringen  
Zum Herzen wunderscham.

6. Es mahnt' aus heller Kehle  
Mich ja der flücht'ge Gast:  
Vergiß, o Menschenseele,  
Nicht, daß du Flügel hast!

## 178. Der Tod als Schnitter.

Volkslied.

1. Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,  
Hat Gewalt vom großen Gott.  
Heut weht er das Messer  
Es schneid't schon viel besser;  
Bald wird er drein schneiden,  
Wir müssen's nur leiden,  
Hüte dich, schön's Blümelein!

2. Was heut' noch grün und frisch  
                                  dasteht,  
Wird morgen hinweggemäht:  
Die edlen Narzissen,  
Die englischen Schlüssel,  
Die schönen Hyacinthen,  
Die türkischen Binden.  
Hüte dich, schön's Blümelein!

3. Viel hunderttausend ungezählt,  
Was nur unter die Sichel fällt:  
Rote Rosen, weiße Lilien,  
Euch wird er austilgen;  
Auch euch Kaiserkronen  
Wird er nicht verschonen!  
Hüte dich, schön's Blümelein!

4. Er macht sogar kein'n Unter-  
                                  schied,  
Geht alles in einem Schnitt:  
Der stolze Rittersporn  
Und Blumen in dem Korn,  
Da liegen's beisammen,  
Man weiß kaum den Namen.  
Hüte dich, schön's Blümelein!

5. Trutz, Tod! Komm her, ich fürcht' dich nit,  
Trutz! Komm und tu einen Schnitt!  
Wenn er mich verlezet,  
So werd' ich versezet,  
Ich will es erwarten,  
In den himmlischen Garten.  
Freue dich, schön's Blümelein!

(Gefürzt).

## 179. Herbstpredigt.

Friedrich Wlffelsb.

1. Es tobet der Wind, es heulet der Sturm,  
Ins Nestlein verkriechet sich Käfer und Wurm.  
Wie ist's doch so traulich im warmen Haus!  
Ich schaue kaum gern zum Fenster hinaus.

2. Die Blätter entfallen dem alternden Baum;  
Ringsum vermodert des Frühlings Traum;  
Noch einmal bemalet wie Abendrot  
Der Baum die Blätter, dann kommt der Tod.

3. Ja, treibet noch einmal die Mutter Natur  
Ihr Frühlingspiel auf der sonnigen Flur,  
Daß Schmetterlinge im bunten Gewand  
Auf Asten spielen: es ist nur Tand.

4. Auf Sturmesflügeln ziehn Wolken einher;  
Die trüglichen Falter, du siehst sie nicht mehr,  
Erstarrt von Kälte, vom Sturmeshauch matt,  
Sie betten sich unter ein fallendes Blatt.

5. Und Nebel, so ernst, so grämlich und grau,  
Verhüllen das liebe himmlische Blau;

Ade nun, ihr Berge, von Wolken bedeckt,  
Schlaft wohl, bis der Frühling euch wieder erweckt!

6. Was predigt das Feld, was lehret der Sturm,  
Das fallende Blatt und der schlafende Wurm?  
O Mensch, du Blume auf herbſtlicher Flur,  
Die Zeit raucht hin und tilgt deine Spur.

7. Der Zeiten Flügel, ſo ſchnell und ſchwer,  
Berührt deine Stätte, man kennt ſie nicht mehr.  
Nur eins durchdauert den Sturm und die Zeit:  
Gottes Gnade, die bleibt in Ewigkeit!

### 180. Wohin?

Julius Sturm.

1. Wohin, du rauschender Strom,  
wohin?  
„Hinunter, hinab in die Bahn!  
Will raſten, weil ich müde bin,  
Im ſtilen Ozean.“

2. Wohin, du wehender Wind,  
wohin?  
„Weit, weit hinein ins Land!  
Will ruhen, weil ich müde bin,  
An einer Felsenwand.“

3. Wohin, du ziehende Wolke,  
wohin?  
„Ich weiß ein dürres Feld!  
Dort ward mir, weil ich müde bin,  
Ein Ruheplatz beſtellt.“

4. Wohin, du fliegender Vogel,  
wohin?  
„Tief in des Waldes Reich!  
Will ſuchen mir, weil ich müde bin,  
Zur Raſt einen ſichern Zweig.“

5. Und du, meine Seele, wohin? wohin?  
„Hoch über die Wolken hinauf!  
Dort nimmt mich, weil ich müde bin,  
Die ewige Liebe auf.“

### 181. Der erste Reif.

Hermann Gilm.

1. Der kalte Reif geht durch die  
Nacht,  
Die Blumen weinen heiß;  
Was nützt das? Der Würger macht  
Die Tränen all zu Eis.

2. Und als er ſeinen Todesſpruch  
Gerufen hat ſo wild,  
Wirft er des Rebels Leichentuch  
Aufs ſchweigende Gefild.

3. Da ſteht die Sonn' am Berges=  
knauſ,  
Vor Jorn und Kummer rot;  
Sie hebt die weißen Schleier auf  
Und ſieht die Blumen tot.

4. Du aber merk' dir, liebes Kind,  
Und denke fort und fort:  
Was Reif und Froſt den Blumen ſind,  
Iſt oft ein böſes Wort.

### 182. Spätherbst im Gebirge.

Peter Roſegger.

Heilige Herbſtrube, du Vorſeier des Winters! Der Himmel hat keine  
Wolken mehr, nur Nebel, unendlichen regloſen Nebel, der an den Bergen

tief herabhängt. Im Tale liegen die Wälder schwarz hingebreitet, die Stoppelfelder und die Wiesen von Reif gebleicht.

An den ruppigen Radsfurchen des Feldweges klingen die Schuhe, der Bach hat am Rande dünne Eiskrusten, der Brunnen manch glasiges Spießlein nach unten. In den Gärten stecken noch die Krautkopfstengel und liegt das dürre Laub der Eschen und Ahorne, von denen manchmal eines erschrocken aufhüpft. Die Bäume selbst stehen wie starre Besen da. Wer gute Ohren hat, der kann am Waldhang eine Elster schreien hören oder eine Krähe, die mit schwerem Flügelschlag hinfliegt über das Stoppelfeld.

An den finstern Berghängen ist der Rand des Nebels nicht mehr scharf gezogen; ein durchsichtiges Grau greift tiefer herab, und nach der Abendseite hin tanzen Flöcklein. Sie tanzen sachte hin und her, und manches weiß nicht, soll es nieder oder wieder aufwärts. Es düstert sich, die Flocken werden dichter, größer, die Wege und Dächer werden grau, das Stoppelfeld bekommt weiße Striemen, das Baumgeäste weiße Grate, die Hutfrempe eine weiße Hülle, und an den Wangen prickeln die fliegenden Nadeln. Der Winter ist da. Behüt' dich Gott, du Rasenscholle, in sieben oder acht Monaten sehe ich dich wieder, — oder ich liege unter dir.

Und doch ist es wonnig zu dieser Zeit. Nichts Nervenerfrischenderes weiß ich, als in weißer Winterdämmerung so dahinzuwandeln im wirbelnden Gefloche. Es ist Natur, die gleichsam vom Himmel fällt, still und rein, wie es nichts Reineres gibt auf Erden.

### 183. Im Raufrost.

Theodor Colshorn.

Ein dichter Nebel deckt die stille Welt; die Natur hat sich in ihr Schneegewand gehüllt, und der Raufrost hängt an allen Zweigen und Zweiglein. Welch einen Anblick bietet der Wald jetzt dar! Der sonst ruheloſe Bach ist erstarrt und gleicht dem dunkeln See; alles ist öde und verlassen. Nur in der Ferne kracht eine stürzende Eiche, die unter der Art der Walbarbeiter fällt; etwas näher klopft einſörmig der Specht, Raben und Falken kreischen nach Speiſe, Schneegänſe fliegen ſchreiend durch die rauhe Luſt, aus dem Tannendickicht heult eine Gule, und dann und wann bricht das Wild durch das knarrende Geſträuch. Alles, was Farbe hat, ſelbſt Ephen und Immergrün, Wachholder, Fichte und Tanne, bedeckt ein einſörmiges Weiß. Jetzt aber zerteilt die Dezemberſonne den Nebel, und ihre ſchrägen Strahlen verwandeln das Bild wie durch einen Zauberschlag. Mit Millionen Kristallen ſind die Stämme, Äſte und Zweige überſät; alle die alten Geſellen des Waldes ſtehen ſo weiß, glänzend und ſtarr da, als wären ſie von der Hand eines Künſtlers aus

Alabaster gemeißelt. Jetzt bewegt der Wind die Äste, und anmutig erklingt es wie feine Silberglocken; die gefrorenen Eiszapfen sind es, die sich leise berühren, und von denen manche tönend zur Erde fallen. Dazwischen kracht es wieder gewaltig von den berstenden Baumrinden, die der gefrorene Saft von unten bis oben zerprengt. Wahrlich an ein Kindermärchen erinnert uns dieser blitzende Wald! In einen schimmernden Feenpalast ist er verwandelt; allüberall scheint er mit wohlgeschliffenen Edelsteinen besetzt zu sein, die nach allen Seiten hin Funken sprühen, und die leuchtenden Gewölbe mit ihrem flirrenden Gitterwerk ruhen auf prangenden Säulen und Pfeilern. Welch eine schöpferische Mannigfaltigkeit tut sich doch auch in diesen wunderbaren Eisbildungen kund! Jede Baumgattung hat nach der Art ihrer Verästelung einen besondern Schmuck umgelegt, der krause Nadelbaum, wie die starre Eiche und die schwanke Birke und Weide. Und jetzt wird es auf dem Bache und Waldteiche lebendig; Schlittschuhläufer sind es, die mit dem flüchtigen Reh um die Wette eilen und dann wieder mit behutsamer Kunst Namen ins Eis schneiden. Jubelnd mischen wir uns unter ihre Schar; Stunde auf Stunde entfliegt, und wenn die Sonne sinkt und der Vollmond in ruhiger Majestät über der blitzenden Waldlandschaft emporsteigt, da tönen von den Türmen der Stadt her Weihnachtsglocken.

### 184. Das Habermus.

Johann Peter Hebel.

1. 's Habermues wär ferig; se chömmet, ihr Chinder, und esset! ¶  
Betet: „Aller Augen“ — und gent mer ordeli Achtig,  
Aß nit ein am rueßige Tüppi 's Ärmeli schwarz wird!

2. Esset denn, und segnich's Gott, und wachset und trüeihet!  
Gseht het der Altti der Haber und abeg'aget im Früeihjohr.  
Und der himmlisch Vater het gseit: „Jez chasch wieder heimgoh:  
Aß es wachst und zutig wird, für sel willi sorge.“  
Denket numme, Chinder: es schloft im mehligi Chörnli  
Chlei und zart e Chimli, 's tuet nummen au kei Schnüßli,  
Kei, es schloft und seit kei Wort und ist nit und trinkt nit,  
Bis es in de Fure lit, im luckere Bode.  
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi  
Wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlößli,  
Streekt die zarte Gliedli und suget am saftige Chörnli  
Wie ne Muetterchind: 's isch alles, aß es nit briegget.  
Siderie wird's größer und heimli schöner und stärkeher  
Und schließt us de Windli, bohrt mitem Würzeli abe,  
Tiefer aben in Grund und suecht si Nahrig und findt sie.  
Jo, und 's sticht's der Wunderfüß: es möcht doch gern wisse,  
Wie's au witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem  
Güggelet's zuem Boden us — Pöz tausig, wie gfallt's em!  
Ufe lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:

„Bringem e Tröpfli Tau und sagem fründli Gottwilsche!“  
 Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar sölli.  
 Sider strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschene und gstrehlt isch,  
 Chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,  
 Wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Landstrosch,  
 Strickt und lueget aben, as wie ne fründlige Muetter  
 No de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chimli,  
 Und es tuet em wohl bis tief ins Würzeli abe.  
 „So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!“  
 Aber was sie strickt? He, Gwüsch us himmlische Düfte.  
 's tröpflet scho, ne Sprückerli chunnt, druf regnet's gar sölli.  
 's Chimli trinkt bis guereg; druf weicht e Lüftli und trochnet's,  
 Und es seit: „Sez gangi nümme untere Bode,  
 Um ke Preis! Do blibi, geb, was no us mer will werde!“

3. Eset, Chindli, gsegn' es Gott, und wachset und trüeihet!  
 's wartet herbi Zit uss Chimli. Wulken an Wulke  
 Stöhm am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.  
 Uf de Berge schneit's, und witer niede hurniglet's.  
 Schocheli schoch, wie schnatteret iesz und briegget mi Chimli,  
 Und der Boden isch zue, und 's het gar chündigi Rahrig.  
 „Isch denn d'Sunne gstorbe,“ seit es, „as sie nit cho will?  
 Oder förcht sie au, es frier sie? Wäri doch bliebe,  
 Woni gsi bi, still und chlei im mehliche Chörnli  
 Und deheim im Boden und in der süechtigi Wärmli!“  
 Lueget, Chinder, so gohts. Der werdet au no sage,  
 Wenn der use chömmet und unter fremde Lüte  
 Schaffe müent und reble und Brot und Plunder verdiene:  
 „Wäri doch deheim bim Muetterli hinterem Dse!“  
 Tröstlich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser,  
 Wie's im Chimli gangen isch. Am heitere Mai-Tag  
 Weicht's so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,  
 Und sie luegt, was 's Chimli macht, und git em e Schmüzli.  
 Und iesz isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

4. Rootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;  
 Rootno duftet 's Chriest-Bluest, und grüenet der Pflum-Baum;  
 Rootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,  
 Und mi Haberli seit: „Do blibi au nit dehinte!“  
 Nei, es spreitet d'Blättli us: wer het em sie gwobe?  
 Und iesz schießt der Halm: wer tribt in Röhren an Röhre  
 's Wasser us de Wurze bis in die saftige Spitze?  
 Endli schließt en Ahri us und schwankt in de Lüfte;  
 Sagmer au ne Mensch: wer het an sidene Fäde  
 Do ne Chnöspli gehengt und dört mit chünstlige Hände?  
 D'Engeli: wer denn lust? Sie wandle zwische de Furen  
 Uf und ab vo Halm zue Halm und schaffe gar sölli.  
 Sez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Ahri,  
 Und mi Haber stohet as wie ne Brütli im Chilch-Stuehl.  
 Sez sin zarti Chörnli drin und wachsen im stille,

Und mi Haber merkt afange, was es will werde.  
 D'Chäferle chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zue'nem,  
 Luege, was er macht, und singen: Eye Popeye!  
 Und 's Schwürmli chunnt, poß tausig, mittem Laternli,  
 Z'Macht um näini z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.

5. Effet, Chinder, gsegn' es Gott, und wachjet und trüeihet!  
 Sider het me gheuet und Chriest gunne no Pfingste;  
 Sider het me Pflümli gunne hinterem Garte;  
 Sider hen sie Rogge gschnitte, Weizen und Gerste,  
 Und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle  
 Gfalleni Ahri glesen, und 's Müsli hetene ghulfe.  
 Druß het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner  
 Het er gschwankt und gseit: „Seß ick's mer afange verleidet,  
 Und i merk, mi Zit ick us; was tueni ellei do  
 Zwische de Stupfelrueben und zwische de Grumbirestude?“  
 Druß ick d'Muetter usen und 's Eferfinli und 's Blunni;  
 's het ein scho an d'Finger gfreore z'Morgen und z'Obe.  
 Endli hemmer en brocht, und in der staubige Schüre  
 Hen sie 'n dröschet vo früeih um zwei bis z'Oben um vieri.  
 Druß ick 's Müllers Esel cho und hetten in d'Mühli  
 Gholt und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;  
 Und mit feister Milch vom junge, fleckige Chüeihli  
 Hetten 's Mütterli g'chocht im Tüpfli. Geltet 's ick guet gfi?  
 Büschet d'Löffel ab, und bet eis: „Danke dem Herren!“  
 Und jetz göhnt in d'Schuel: dört hangt der Djer am Simse!  
 Fall mer keiz, gent achtig, und lehret, was menich usgit!  
 Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

### 185. Der Winter.

Johann Peter Hebel.

1. Ick echt do obe Bauwele feil?  
 Sie schütten eim e redli Teil  
 In d'Gärten aben und uf's Huus;  
 Es schneit doch au, es ick e Grus.  
 Und's hangt no menge Wage voll  
 Am Himmel obe, merki wohl.

2. Und wo ne Ma vo witem lauft,  
 So het er vo der Bauwele ghauft;  
 Er treit sie uf der Achsle no  
 Und uffem Huet und lauft dervo.  
 Was lauffsch denn so, du närsche  
 Ma?

De wirsch sie doch nit gtohle ha?

3. Und Gärten ab und Gärten uf  
 Hen alle Scheie Chäpli uf;  
 Sie stöhn wie groözi Here do:  
 Sie meine, 's heig's just niemes so.

Der Nußbaum het doch au si Sach  
 Und 's Herehus und 's Chilchedach.

4. Und wo me luegt, ick Schnee  
 und Schnee;

Me sieht kei Stroß und Fuezweg meh.  
 Meng Somechörnli chlei und zart  
 Lit unterm Bode wohl verwahrt;  
 Und schnei's, solang es schneie mag:  
 Es wartet uf si Ostertag.

5. Meng Sommervögeli schöner  
 Art

Lit unterm Bode wohl verwahrt;  
 Es het kei Chummer und kei Chlag  
 Und wartet uf si Ostertag;  
 Und gang's au lang, er chunnt emol,  
 Und siedet schloft's, und 's ick  
 em wohl.

6. Und wenn im Frühlig 's  
Schwälmli fängt  
Und d' Sunnewärmi abedringt,  
Poß taufsig! wach't's in jedem Grab  
Und streift si Totehemdli ab.  
Wo nummen au ne Löchli isch,  
Schlieft 's Leben use jung und frisch.

7. Do fliegt e hungrig Spätzli her:  
E Brösli Brot wär si Begehr.  
Es luegt ein so verbärmli a;

's het fieder nächte nüt meh gha.  
Gell Bürstli, sel isch anderi Zit,  
Wenn 's Chorn in alle Fure lit?

8. Do hesch! Loß andern au dervo:  
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —  
's mueß woher si, wie's e Sprüchli git:  
„Sie seihe nit und ernte nit,  
Sie hen kei Pflueg und hen kei Foch,  
Und Gott im Himmel nährt sie  
doch.“

### 186. Die heilige Nacht.

Robert Bruß.

1. Heil'ge Nacht, auf Engels-  
schwingen  
Rahst du leise dich der Welt,  
Und die Glocken hör' ich klingen,  
Und die Fenster sind erhell't.  
Selbst die Hütte trieft von Segen,  
Und der Kindlein froher Dank  
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,  
Und ihr Stammeln wird Gesang.

2. Mit der Fülle süßer Lieder,  
Mit dem Glanz um Tal und  
Höhn,  
Heil'ge Nacht, so kehrt du wieder,  
Wie die Welt dich einst gesehn,  
Da die Palmen lauter rauschten  
Und, versenkt in Dämmerung,  
Erd' und Himmel Worte tauschten,  
Worte der Verkündigung.

3. Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen  
Steigt du feierlich herauf;  
D, so geh in unsern Herzen,  
Stern des Lebens, geh uns auf!  
Schau, im Himmel und auf Erden  
Glänzt der Liebe Sonnenschein:  
Friede soll's noch einmal werden  
Und die Liebe König sein!

(Gefürzt.)

### 187. Neujahrslied.

Johann Peter Hebel.

1. Mit der Freude zieht der Schmerz  
Traulich durch die Zeiten;  
Schwere Stürme, milde Weste,  
Bange Sorgen, frohe Feste  
Wandeln sich zur Seiten.

2. Und wo eine Träne fällt,  
Blüht auch eine Rose;  
Schon gemischt, noch eh' wir's bitten,  
Ist für Throne und für Hütten  
Schmerz und Lust im Lose.

3. War's nicht so im alten Jahr?  
Wird's im neuen enden?  
Sonnen wallen auf und nieder,  
Wolken gehn und kommen wieder,  
Und kein Wunsch wird's wenden.

4. Gebe denn, der über uns  
Wägt mit rechter Wage,  
Jedem Sinn für seine Freuden,  
Jedem Mut für seine Leiden  
In die neuen Tage!

(Gefürzt.)

## 188. Zum neuen Jahr.

Karl Gerok.

1. Zum neuen Jahr den alten  
Vater,  
Des starker Arm die Welten hält!  
Er hat sein Volk seit grauen Tagen  
Auf Adlersflügeln treu getragen,  
Ihm sei die Zukunft heimgestellt;  
Zum neuen Jahr den alten Vater,  
Des starker Arm die Welten hält!

2. Zum neuen Jahr den neuen  
Segen,  
Noch Wasser g'nug hat Gottes Born!  
Harrt fröhlich sein, ihr Creaturen,  
Bald deckt er die beschneiten Fluren  
Mit grüner Saat und goldnem Korn.  
Zum neuen Jahr den neuen Segen,  
Noch Wasser g'nug hat Gottes Born!

3. Zum neuen Jahr ein neues  
Hoffen,  
Die Erde wird noch immer grün!  
Auch dieser März bringt Lerchenlieder,  
Auch dieser Mai bringt Rosen wieder,  
Auch dieses Jahr läßt Freuden blühn.  
Zum neuen Jahr ein neues Hoffen,  
Die Erde wird noch immer grün!

4. Zum neuen Jahr ein neues  
Herze,  
Ein frisches Blatt im Lebensbuch!  
Die alte Schuld sei ausgestrichen,  
Der alte Zwist sei ausgeglichen  
Und ausgetilgt der alte Fluch.  
Zum neuen Jahr ein neues Herze,  
Ein frisches Blatt im Lebensbuch.

## 189. Winternacht.

Joseph v. Eichendorff.

1. Verschneit liegt rings die ganze  
Welt,  
Ich hab' nichts, was mich freuet;  
Verlassen steht der Baum im Feld,  
Hat längst sein Laub zerstreuet.  
2. Der Wind nur geht bei stiller Nacht  
Und rüttelt an dem Baume,

Da rührt er seinen Wipfel sacht  
Und redet wie im Traume.

3. Er träumt von künft'ger Früh-  
lingszeit,  
Von Grün und Quellenrauschen,  
Wo er im neuen Blütenkleid  
Zu Gottes Lob wird rauschen.

## 190. Hoffnung.

Emanuel Geibel.

1. Und dräut der Winter noch  
so sehr  
Mit trozigen Gebärden,  
Und streut er Eis und Schnee umher,  
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch  
so dicht  
Sich vor den Blick der Sonne,  
Sie wecket doch mit ihrem Licht  
Einmal die Welt zur Wonne.

3. Bläst nur, ihr Stürme, bläst  
mit Macht!  
Mir soll darob nicht bangen;  
Auf leisen Sohlen über Nacht  
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,  
Weiß nicht, wie ihr geschehen,  
Und lacht in den sonnigen Himmel  
hinauf  
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie slicht sich blühende Kränze  
ins Haar  
Und schmückt sich mit Rosen und Ahren  
Und läßt die Brunnlein rieseln klar,  
Als wären es Freudenähren.

6. Drum still! und wie es frieren  
mag,  
O Herz, gib dich zufrieden;  
Es ist ein großer Maientag  
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,  
Als sei die Höll' auf Erden,  
Nur unverzagt auf Gott vertraut!  
Es muß doch Frühling werden.

## II. In Feld und Wald.

### 191. Preis des Schöpfers.

Christian Fürchtegott Gellert.

1. Wenn ich, o Schöpfer, Deine  
Macht,  
Die Weisheit Deiner Wege,  
Die Liebe, die für alle wacht,  
Anbetend überlege:  
So weiß ich, von Bewundrung voll,  
Nicht, wie ich Dich erheben soll,  
Mein Gott, mein Herr und Vater!

2. Mein Auge sieht, wohin es  
blickt,  
Die Wunder Deiner Werke.  
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,  
Preißt Dich, Du Gott der Stärke.  
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?  
Wer kleidet sie mit Majestät?  
Wer ruft dem Heer der Sterne?

3. Wer mißt dem Winde seinen  
Lauf?  
Wer heißt die Himmel regnen?  
Wer schließt den Schoß der Erden  
auf,  
Mit Vorrat uns zu segnen?  
O Gott der Macht und Herrlichkeit!  
Gott, Deine Güte reicht so weit,  
So weit die Wolken reichen!

4. Dich predigt Sonnenschein und  
Sturm,  
Dich preißt der Sand am Meere.  
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,  
Bringt meinem Schöpfer Ehre!  
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,  
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;  
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

5. Der Mensch, ein Leib, den Deine  
Hand  
So wunderbar bereitet;  
Der Mensch, ein Geist, den sein  
Verstand,  
Dich zu erkennen, leitet;  
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm  
und Preis,  
Ist sich ein täglicher Beweis  
Von Deiner Güt' und Größe.

6. Erheb' ihn ewig, o mein Geist!  
Erhebe seinen Namen!  
Gott, unser Vater, sei gepreißt,  
Und alle Welt sag' Amen!  
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn  
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!  
Wer wollte Gott nicht dienen?

### 192. Naturstimmen.

Nach Ludwig Bechstein.

Tausend Stimmen hat die Natur, aber nur eine Sprache in allen Ländern,  
über allen Meeren, unter allen Zonen. Wer ihr lauscht, der vernimmt manches,  
was seinen Geist erhebt, sein Gemüt erheitert und es mit Dank und An-  
betung erfüllt gegen die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers.

Abend umweht uns die Morgenluft. Ein sanftes Rauschen zieht  
durch die Bäume, die blühenden Gräser flüstern, Halme neigen sich zu  
Halmen, Blätter zu Blättern; welch wunderbares, süßes Wehen! Das ist

das Morgengebet der Schöpfung. Die Blätter glänzen, und auf den Blättern und Blumen funkelt Tauglanz, und alles schwankt und schimmert, flüstert und rauscht fort und fort: es ist eine Frühlingshymne. Wir ahnen nur ihren Sinn und wagen nicht, ihn zu deuten. Aber wenn im Herbst die Wälder dumpfer brausen und stärker sich die Wipfel beugen, wenn pfeifend der Sturm über die Gefilde faust und um die Wohnungen der Menschen heult, das ist das Schlaflied der Natur, das sie der Erde singt, und die Erde ist dann wie ein Kind und huscht zaghaft unter die weiße Decke.

Melodisch murmelt die Quelle des Hains, die Ruhe sitzt neben ihr und lauscht dem Gesange der Wellen. Ihr Lied tönt von Freude und Friede, und die Vögel auf den Zweigen singen es nach in ihrer Sprache.

Die Waldbäche rollen geschwätzig über die Steine, von Ort zu Ort erzählt die Welle der Welle, was sie gesehen, welche Ufer, welche Blumen, und was sie gefunden, mit sich geführt und wieder verloren hat. Es klingt wie Kindergeplauder, wie Gelispel der Unschuld. Aber der tiefe Fluß nimmt die geschwätigen Bäche auf, da müssen sie schweigen lernen. Er gleitet hin in stolzer Ruhe, ernst und schweigend, und die Ufer spiegeln sich in ihm und der Himmel. Der Strom geht einen gewaltigeren Gang; wie ein Kriegsheld eilt er dem Meere zu, weithin durch die Nacht schallt das Rauschen seiner Wogen, und ist er vollends angeschwollen von den Gewässern, die ihm die Schneeberge gesendet, da ist sein Rauschen ein Kampflied, ein Schlachtgesang; Verheerung gießt er aus über die Länder, und mit Donnerliedern begrüßt ihn der Ozean. An die Felsenküsten schlagen schallend und schäumend die Wasserberge, und die Ufer zittern von dem Schwall.

Aber auch, wenn spiegelklar das Meer ist, wenn kein Lüftchen es bewegt, wird doch über der ruhigen, stillen Flut ein wunderbares, geheimnisvolles Brausen vernommen. Keiner sieht, wo es entsteht; es ist der Geist Gottes, der über den Wassern schwebt.

In der Schweiz und in Tirol und in andern hohen Gebirgen umtönt das Ohr des Wanderers ein liebliches, geisterhaftes Flüstern; es ist nicht der Wald, von dem es kommt, es ist nicht der Bach, der plaudernd an ihm vorübergeht, nicht die Luft ist's, die ihn umfächelt, es ist das Geräusch der Wasserfälle in der Gegend umher. Das lispelt süß und lieblich und heimatisch, als wolle es ihn ewig fesseln. Darum regt sich in der Brust der freien Söhne der Berge so stark das Heimweh. Ach! das ist eine gar sehnsuchtsvolle Naturstimme, ein lockendes Rufen, dem nicht zu widerstehen ist, und manches Herz ist schon gebrochen, weil es dem Rufe nicht folgen konnte.

Eine ernste Weissagung tönt erschütternd aus dunkler Wolke hernieder; still ist die Luft und drückt schwül; es ist, als wolle das Leben aufhören zu atmen; aber jetzt rauscht es heller in den Lüften, der Sturm macht sich auf und setzt wirbelnd über das jagende Land; nun prasselt es nieder, und auf die warme Wange des Sommers drückt sich ein Eiskuß; die Blätter flattern im Winde, manch Blümlein liegt geknickt, unzählige Halme beugen sich, um nicht mehr aufzustehen. Und aus der Wolke zuckt die Feuer-  
schlange; ihr folgt ein Knattern und Krachen und Rollen, daß die Feste des Himmels vom Aufgang bis zum Niedergang zu erzittern scheint.

Aber ob die Natur auch ihre Stimme vernehmen läßt aus Luft und Feuer, aus Erde und Wasser, alle klingen zusammen in den Lobgesang: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!“

### 193. Die Vogelwelt.

Nach Hermann Masius.

Unter den mannigfaltigen Geschlechtern der Tierwelt haben die Vögel von jeher die besondere Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen der Menschen erregt. Der Lerche, dem Storch, der Nachtigall, der Schwalbe erklingen seit uralten Tagen Chöre von Liedern, und der Volksmund begrüßt sie auf ihrer lustigen Fahrt mit tausend trauten Wanderprüchen. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, daß ohne die Vögel selbst der Frühling trauern würde, sowie gerade durch ihre Flucht der Winter um so unheimlicher und öder wird.

Schon das Nest des Vogels, dieses weiche Bett im grünen Laub-  
versteck, von der sorgenden Liebe gewoben und gehütet, von den Liedern der Liebe umschwebt, welch ein einziges Bild! Welches Wunder der Natur, das lieblicher und sinniger wäre? Nach dem Vogelnest zucken Kindern die weichen Herzen und Hände, und der Mann bleibt bewundernd davor stehen und fühlt den warmen Hauch des Gottesodems, in dem alles Geschaffene lebt und webt.

„Hoch vor Freuden hüpfet mir  
In der Brust das Herze,

Als ob es gefunden ichier  
Vögleins Nest im Märzze.“

heißt es bei einem alten Minnesänger. Und nun der Vogel selbst! Welche leichte, lustige Gestalt! Wie frei hebt sich auf dem schlanken, beweglichen Halse der Kopf empor! Wie schön wölbt sich die Brust dem Strom der Wolken und Wellen entgegen! Wie reizend sind die weichen Linien des dahin segelnden Schwans! Wie kühn und stark stemmt sich der Adler auf den straffgespannten Fuß! Dazu nehme man die Farbenpracht und die zarte Zeichnung des Gefieders, womit die Natur ihre Lieblinge so reich geschmückt hat, die bunten Decken, Bänder und Streifen, die schillernden

Flecken, Perlen, Augen und Ringe, das metallische Schimmern und Spielen von Blau und Grün und Rot, die leuchtende, reine Frische ihres Weiß und Schwarz! Ist doch selbst das Grau der Krähe mehr, als jene stumpfe, farblose Auflösung aller Farben, welche wir sonst wohl mit diesem Namen benennen.

Was uns aber am meisten an den Vögeln anzieht, und wodurch sie gleichsam über den Kreis des gewöhnlichen Lebens hinausgehoben werden, das ist das Vermögen des Fliegens. Die „glücklichen,“ ruft der Dichter,

„die glücklichen Vögel  
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!  
Raums genug ist für alle; der Pfad ist keinem bezeichnet,  
Und es regen sich frei im Hause die großen und kleinen.  
Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz  
Wunderbar zu ihnen hinauf.“

Aber Welch eine Fülle freier und schönster Bewegungen entfaltet sich auch hier! Dieses majestätische Kreisen und Schwimmen, dieses selige Schwanken und Schweben, dieses Huschen und Flattern, dieses Schießen, Sinken und Steigen: fürwahr, es ist, als tummelten sich die Geister der Luft im Spiel und Reigen umher.

Außer dem Flugvermögen ist der Gesang des Vogels Geheimnis und Wesen, und in alten Zeiten verstanden die Menschen diese Klänge, die ihnen oft ihr eigenes Schicksal kündeten, und in denen sie bald ermunternden Zuruf zur That, bald drohende Warnung vor nahem Unheil vernahmen. Ohne die stimmbegabte Kehle mögen wir uns die Wildlinge des Aethers kaum denken. Der stumme Vogel steht gleichsam außer der Natur; er ist immer eine einsame, oft eine düstere Erscheinung. Die Abstufungen aber, denen wir hier begegnen, sind geradezu unendlich. Welche Welt von Tönen liegt zwischen dem Gefäch des Raben und dem Schlage der Nachtigall! Wie furchtbar gellt das Fauchzen des beutemachenden Seeadlers, wie lockend ruft das Taubengirren durch den Forst, wie komisch welscht der stolzierende Truthahn, wie rührend zwitschert die nestbehütende Schwalbe! Und wiederum, wie außerordentlich mannigfaltig sind die Akzente einer einzigen Vogelstimme! Jetzt geschwäzig schnell, jetzt sanft und langgezogen, jetzt rauschend, jetzt spitz und abgebrochen, nun tiefgedämpft, nun schrill und zerrissen: so hat diese Stimme einen Ausdruck für das Wohlgefühl der Zufriedenheit, wie für das Trübe der Sorge, für das Sehnen der Liebe, wie für den Zorn der Eifersucht, für jede Freude und jeden Schmerz. Soll ich noch der Lust gedenken, mit welcher uns der erste Gruß der Lerche, der Nachtigall so süß erschreckt? der Herzenserfrischung, wenn nach dunkeln Tagen der hervorbrechende Sonnenstrahl dies leichtbewegte Volk zu neuen Liedern weckt? Es ist klar: die Vögel geben dem schönen Antlitz der Natur erst die wohl-lautende Stimme und damit den unsäglichen Reiz, welchen dieses geistigste aller Körpervermögen auf den Menschen auszuüben nie aufhört.

## 194. Die Schwalbe.

Nach Hermann Masius.

Mit dem Storche teilt die Schwalbe Gunst und Haus des Menschen. Sie ist ein über die ganze Erde verbreiteter Zugvogel, und sie gilt für den rechten Frühlingsboten. Über Wüsten, Meere und Gletscher findet sie den Weg zu dem alten Neste und langt oft eher an als andere Zugvögel, obgleich sie weiter weggezogen ist als sie alle. Bis tief ins heiße Afrika hinein steuert sie.

Am meisten gefällt uns ihr Flug. Sie jagt im Fliegen, trinkt im Fliegen, badet im Fliegen, und zuweilen äßt sie selbst ihre Zungen im Vorüberflug. Sie ist ein vortrefflicher Segler. Jetzt fährt sie im Zickzack durch die Wolken, jetzt im Kernschuß über den See; jetzt schwingt sie sich blitzschnell hinab und ebenso schnell wieder empor. Beim Nahen eines Gewitters streicht sie in langen, hastigen Linien lautlos über den Wasserspiegel, die Mücken und Wasserläufer haschend.

Kaum sind die Jungen befiedert, so werden sie von der Alten in der Kunst des Fliegens geschult. In einer Straße, zwischen zwei Mauern oder sonstwo beginnen die Übungen. Anfangs schießt die Schwalbenmutter in geradem Fluge dahin; die Jungen folgen unsicher, bald aber schneller und schneller. Nun bricht die Lehrmeisterin plötzlich ab und durchschwärmt in Biegungen, Schwenkungen und Kreuzungen die Luft. Die junge Brut ist zuversichtlich geworden; sie tut es der Alten nach, und nach einigen Abenden ist die Probe bestanden.

Wie schön und weise hat aber auch des Schöpfers Hand die Schwalbe geformt! Der zarte, schlanke Leib mit dem knappen Gefieder, die langen, spitzen Flügel, der gestreckte, weit gegabelte Schwanz: — alles ist Schwung. Die kurzen Füße vermögen kaum den Körper zu tragen, zum Zeichen, daß nicht auf dem Boden, sondern in der Luft Weg und Weide der Schwalbe sei. Ihr Auge ist scharf und blickt klug; ihre Stimme ist bald zwitschernd, bald leise klagend, bald lustig aufkreischend. Ihre Sauberkeit ist sehr groß; um so wunderbarer ist, daß sie das Mauerwerk ihres Nestes aus eitel Schmutz und Schlamm aufführt. Mit ihren Stammesverwandten lebt sie gesellig beisammen, pflegt mit zärtlicher Liebe ihre Jungen und behütet des Nachts plaudernd das Nest.

Vertrauensvoll nistet sie unter dem Dache, ja am Herde des Menschen. Darum ist sie diesem ein lieber, heilbringender Vogel. Ihre rührende Liebe zu den Jungen, ihr zutrauliches Nisten an den Häusern, ihr schwärmendes Spiel in den Lüften, ihr Kommen und Scheiden mit der kommenden und scheidenden Sommerluft; das alles hat sie uns wert gemacht. Manche fromme Sage knüpft sich an diesen Vogel. Die Leute sagen: Wo die Schwalbe nistet, zündet kein Blitz; wer ihr Nest zertrümmert, zerstört sein eigenes Glück.

Im Herbst sieht man die Schwalben sich auf Dächern und auf dem Schilfe der Seen sammeln. Sie verschwinden, kehren zurück, als würde ihnen die Trennung schwer; endlich brechen sie plötzlich auf und ziehen nach Süden.

### 195. Die Honigbiene.

Badisches Realienbuch.

Die Bienen sind wie die Ameisen Sinnbilder des Fleißes und der Ordnung und gehören zu den merkwürdigsten Tieren, die es gibt. Man zählt sie zu den Hautflüglern. Sie leben gesellig in großen Schwärmen; jeder Schwarm bildet gleichsam einen wohlgeordneten Staat. Dieser besteht aus einem einzigen Weibchen, der Königin (oder dem Weisel), einigen hundert Männchen oder Drohnen und 12—30.000 geschlechtslosen Arbeitsbienen. Die Königin hat einen langen Hinterleib und ist die Mutter und Beherrscherin des ganzen Staates (Volkes). Die dicken, stachellosen Drohnen sind gefräßige Müßiggänger und werden im Herbst in der „Drohnen Schlacht“ getötet oder vertrieben. Die fleißigen Arbeiter sind die kleinsten und besorgen alle Arbeit.

Die Bienen (Immen) leben entweder wild in hohlen Bäumen, oder sie werden in besondern Körben und Stöcken aus Stroh oder Holz gehalten. Hier bauen sie aus Wachs die senkrecht hängenden kunstvollen Waben, die aus einer Doppelschicht kleiner sechseckiger Zellen bestehen. In den Honigzellen wird Vorrat für den Winter aufgespeichert. In die Brutzellen legt die Königin je ein längliches Ei, in einem Jahre oft bis zu 50.000. Nach 3 Tagen schlüpfen die fußlosen Maden aus, die von den Arbeitern mit Honig gefüttert werden. Nach 5 Tagen verpuppen sie sich, und ihre Zelle wird mit einem Wachsdeckel verschlossen. Haben die jungen Bienen nach weiteren 8—16 Tagen ihre Verwandlung vollendet, so durchnagen sie den Deckel und schlüpfen aus. Königinnen werden aus gleichen Maden wie die Arbeiter gezogen, aber in besonders großen Zellen und bei sehr reichlicher Fütterung. Die Nahrung der Bienen besteht aus einem zusammengekneteten Gemisch von Honigsaft und Blütenstaub, dem sogenannten Bienenbrot.

Vom Frühling bis zum Herbst sind die Arbeiter unermüdlich tätig. Sie fliegen nach Nahrung aus, bauen das Haus und halten es in Ordnung, pflegen die Brut und füttern die Königin. Manchmal ziehen sie über eine Stunde weit aus nach blühenden Obst-, Linden- oder Kastanienbäumen, auf ein blühendes Heide- oder Kleeefeld, auf Wiesen, Heidekraut zc. Da summen sie von Blüte zu Blüte, saugen den Honigsaft aus den Kelchen und streifen beim Hinein- und Herausschlüpfen mit ihrem Haarleid zugleich den Blütenstaub ab. Diesen bürsten sie dann von Zeit zu Zeit zusammen, formen ihn zu kleinen Ballen, legen diese in die Körbchen der Hinterbeine und tragen

ihn als gelbe „Höschen“ nach Hause. Hier wird der süße Blumenjaft aus dem Honigmagen wieder herausgewürgt und als Honig in die Zellen ergossen, die, wenn sie gefüllt sind, mit einem Wachsdeckel verschlossen werden. Der Blütenstaub wird mit Honig vermischt und in Zellen aufgespeichert oder gleich verzehrt. Im Wachsmagen, der hinter dem Honigmagen liegt, verwandelt sich der Blütenstaub in Wachs, welches in dünnen, kleinen Blättchen zwischen den Ringen des Hinterleibes ausgeschieden wird. Diese ergreift die Biene mit den Hinterfüßen und setzt daraus die Waben zusammen.

Wird ein Stock „weifellos,“ so hört in ihm alle Ordnung, Eintracht und Arbeit auf, und seine Immen zerstreuen sich. Gewöhnlich wird aber durch reichliche Nahrung aus einer Arbeitermade eine junge Königin nachgezogen. Zwei Weibel in demselben Stocke vertragen sich nicht; sie kämpfen so lange, bis einer fällt. In überfüllten Stöcken wandert im Sommer die alte Königin mit einer großen Zahl Arbeiter aus: die Bienen schwärmen. Mit lebhaftem Gesumme ziehen sie der Königin nach. Wo sich diese auf einem Baume niederläßt, setzen sich alle an und bilden eine große, schwarze Traube, die der „Imker“ samt der Königin in einen Bienenkorb zu „schöpfen“ sucht. Hier wird diese die Stammutter eines neuen Geschlechts. In guten Jahren kann ein Stock mehrmals schwärmen. Im Winter hängen sich die Bienen dicht zusammen, halten aber keinen Winterschlaf; sie verlangen genügende Nahrung und einigen Schutz gegen zu heftige Kälte. In den ersten sonnigen Tagen des Frühjahrs wollen sie ihren Reinigungsausflug machen; müssen sie lange darauf warten, so sterben sie massenweise an der Ruhr.

Die Bienenzucht ist eine ebenso lohnende als belehrende und unterhaltende Beschäftigung und verdient immer weitere Ausbreitung und Pflege. Die merkwürdigen Tierchen nützen nicht bloß durch den köstlichen, gesunden Honig und das teure Wachs, sondern noch in höherem Grade durch ihre Mithilfe bei der Befruchtung der Obstbäume und anderer Pflanzen, wodurch die Erträge sich bedeutend steigern.

## 196. Wie der Schmetterling sein Kleid erhält.

Nach Hermann Wagner.

Der Schmetterling ist in seiner Jugend ein unverdroffener Arbeiter; im Alter lebt er als Rentner vom Ersparten. Wer kann es ihm verargen, wenn er nach so viel Arbeit dann in seinen reiferen Tagen sich der schönen Erde auch ein wenig freut, die rings auf Feld und Flur Millionen Blumen trägt, eine immer schöner als die andre und alle vom Sonnenlicht übergossen, wie von flüssigem Golde.

Die Mutter des Schmetterlings kann für ihre Familie nichts weiter tun, als daß sie die Eier an einen Ort legt, an welchem die auschlüpfenden Kleinen auch Nahrung finden. Sie heftet die Eier deshalb auch nicht an

die Blätter, welche absterben und vom Winde verweht werden, sondern klebt sie an die Zweige, an die Stammrinde oder ähnliche sichere Stellen.

Die Eierschale ist des jungen Schmetterlings erstes Kleid, seine Windel und sein Kinderröckchen. Manche dieser Eierschalen sind mit allerliebsten Verzierungen geschmückt, so daß sie aussehen wie geschliffene Juwelen. Einige alte Schmetterlinge bedecken auch wohl die Eier mit Haaren vom eigenen Körper, oder sie überziehen sie mit einem Saft, der an der Luft verhärtet. Sie sehen dann aus wie lackiert und können Kälte und Nässe im Winter um so besser vertragen. Haben aber die Schmetterlingsweibchen ihre Eier gelegt, so ist's auch mit ihrem Leben zu Ende; das Fest ist vorbei, und sie gehen schlafen. Der große Vater alles Lebens muß auch die Sorge für die kleinen Schmetterlingsseier übernehmen.

Nicht wenige davon werden eine gute Kost für Meisen und Baumläufer; es bleiben aber noch genug übrig, um im nächsten Sommer als Schmetterlinge das Feld zu bevölkern. Scheint die Frühlingssonne warm auf's Land und lockt die grünen Blätter aus den Knospen hervor, dann erwacht auch das schlummernde Leben im Schmetterlingsei; aus dem kleinen Dotter erwächst ein winziges Käupchen. Die Sonne selbst versieht dabei die Stelle der Bruthenne und macht ihm auch einstweilen das Futter zurecht, damit es frisches, weiches Gemüse finde, wenn es herauskommt. Das junge Käupchen muß sich selbst aus der Eierschale heraushelfen; es frisst ein Loch hindurch und schlüpft hervor ans Tageslicht.

Haben die kleinen Raupen einige Tage lang tüchtig gefressen, so sind sie schon auffallend größer und dicker geworden. Sie setzen sich dann still an die Äste und werden ganz blaß, als seien sie krank. Jetzt platzt ihnen oben auf dem Kopfe die Haut entzwei, als hätte ein wilder Indianer sie skalpiert. Die Raupe wackelt hin und her und arbeitet sich aus ihrer eigenen Haut heraus, selbst von den Beinen wird sie mit abgestreift, und es mag ihr keine geringe Anstrengung kosten, den engen Rock auszuziehen. Endlich ist sie von ihm befreit, aber sie scheint auch völlig erschöpft. Die junge Haut ist noch sehr zart und gegen Kälte und Nässe in hohem Grade empfindlich. Tritt zur Zeit der Häutung unfreundliches Wetter ein, so stirbt manches der Würmchen durch Erkältung. Die Überlebenden fangen aber die alte Arbeit wiederum an und schneiden von früh bis zum Abend die Blätter klein wie Häckerlingschneider, nur daß sie auch alles selber verschlucken, was sie geschnitten haben. Vier- bis fünfmal wiederholt sich der ganze Hergang, dann erst sind die Tiere völlig erwachsen und denken ans Einpuppen. Sie spinnen sich einen Strick aus seidenen Fäden und binden sich mit dem Schwanzende am Zweige fest. Ein zweites Seil legen sie rings um den Bauch und schützen sich so gegen das Abfallen. Nun aber verstehen sie es, einzuschrumpfen und sich klein zu machen, eine Kunst,

die ihnen nicht jeder so leicht nachmacht. Die Haut wird noch einmal abgestreift, zugleich aber mit dem Arbeitsrock das ganze Handwerkszeug beiseite gelegt: Augen, Fresszangen und Füße; dann wird die Haut hart, grünlich und goldschimmernd, und die Puppe ist fertig. Von dem vielen Futter, welches die Raupe verzehrte, haben sich in ihrem Körper reichliche Vorratsstoffe aufgespeichert; diese dienen nun dazu, den Schmetterling mit den schönen Flügeln zu bilden.

Lange liegt oder hängt die Puppe wie tot; desto reger arbeitet es inwendig in ihr. Das Köpfschen mit den großen zusammengesetzten Augen und den kleinen Auglein auf der Stirn wird fertig gemacht, dazu die Fühler. Die Brust erhält sechs hübsche, schlanke Beine, und der Hinterleib ist durch einen Stiel mit ihr verbunden. Alle diese Teile bekommen ein zierliches Haarleid. Die Flügel sind noch weich und zusammengefaltet. Jetzt ist es Zeit: die Puppenhülle zerplatzt, und der schöne Falter arbeitet sich heraus. Die Nachtschmetterlinge, welche in festem Gespinnst liegen, müssen dieses erst aufweichen und tun solches, indem sie aus ihrem Munde einige Tropfen Flüssigkeit darauf fallen lassen.

Das ausgekrochene Tierchen klettert am Stengel ein Stückchen empor und entfaltet allmählich die großen Schwingen. Sie werden breiter, länger und fester, und welche Pracht zeigen sie! Das zarte Hellgelb ist mit schwarzen Querstreifen kräftig gezeichnet, die obern Flügel sind hübsch ausgeschweift, und die Unterflügel laufen in lange Gabelspitzen aus. Sie tragen auch blaue und rotgesäumte Augenflecken. Daß die prächtigen Farben bei allen Schmetterlingen leicht abgehen, weist du aus Erfahrung.

Wie die Raupen je nach den verschiedensten Arten ihre besonderen Weisen haben, so zeigen auch die Falter mancherlei Eigentümlichkeiten. Die einen tummeln sich im hellen Sonnenschein und trinken mit den langen Saugrüsseln Honig aus den Blumenkelchen, andere schwärmen am Abend, noch andre in der Nacht. Wie könnten wir auch nur die gewöhnlichsten Schmetterlingsarten hier aufzählen wollen! Haben die Schmetterlingsforscher doch in unserm Erdteile 4700 verschiedene Arten unterschieden, beschrieben und abgebildet. Aber alle gleichen sich darin, daß sie als junge Tierchen höchst fleißig in ihrer Art sind, damit ihnen das schöne Kleid erwachse, das sie also mit vollen Ehren tragen.

### 197. Sei mitleidsvoll.

Wilhelm Jordan.

- |   |   |
|---|---|
| <p>1. Sei mitleidsvoll, o Mensch!<br/>         Zerdrücke<br/>         Dem Käfer nicht die goldne Brust<br/>         Und gönne selbst der kleinen Mücke<br/>         Den Sonnentanz, die kurze Luft!</p> | <p>2. Ein langes mütterliches Bilden<br/>         Hat rührend in der Larve Nacht<br/>         Gerieft an diesen Flügelschilden<br/>         Den Schmelz von grün metallner<br/>         Pracht.</p> |
|---|---|

3. Er muß nach einem Sommer  
sterben,  
Wo du dich siebzig Jahre sonnst;  
D laß ihn laufen, fliegen, werben,  
Er sei so prachtvoll nicht umsonst!

4. Ein Wasserwürmchen lag im  
Moore,  
Vom Himmel träumend, fußlos,  
blind.  
Da wächst ihm Fuß und Aug'; am  
Rohre  
Ersteigt es Lüfte warm und lind.

5. Von Sommerglut getrocknet,  
springen  
Die Gliederschalen; blaue Höhn

Erstrebt's auf zart gewobnen Schwin-  
gen  
Und summt: Wie schön, wie wunder-  
schön!

6. Nun ist's in seinen Himmel-  
reichen;  
Sein höchstes Glück — ein Tag  
umspannt's.  
So gönn' ihm nun mit seinesgleichen  
Den Elfenchor im Abendglanz.

7. Sei mitleidsvoll, o Mensch!  
Zerdrücke  
Dem Käfer nicht die goldne Brust  
Und gönne selbst der kleinen Mücke  
Den Sonnentanz, die kurze Luft.  
(Gefürzt.)

### 198. Der Hase und der Igel.

Brüder Grimm.

Disse Geschicht is lögenhaft to vertellen, Jungens, aver wahr is se doch; denn mien Grootvader, von den ic se hew, plegg jümmer, wenn he se mi vortüerde (mit Behaglichkeit vortrug), dabi to seggen: „Wahr mutt se doch sien, mien Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen.“ De Geschicht hett sic aver so todragen.

Et wör an enen Sündagmorgen tor Harvesttied, jüst as de Boofweeten bloichte: de Sün wöör hellig upgaen am Hewen, de Morgenwind güng warm över de Stoppeln, de Larken süngen inn'r Lucht (Luft), de Immen sumsten in den Boofweeten, und de Lühde güngen in ehren Sündagsstah nah'r Kerken, un alle Kreatur wöör vergnügt, un de Swinegel oof.

De Swinegel aber stünd vör siener Döhr, harr de Arm ünnerlagen, keef dabi in den Morgenwind hinut un quinkleerde en lütjet Leedchen vör sic hin, so good und so schlecht, as nu eben am leewen Sündagmorgen en Swinegel to singen plegt. Indem he nu noch so half lieje vör sic hin jung, füll em up eenmal in, he künn oof wol, mittlerwiel sien Fro de Kinner wüsch un antröcke, en beeten in't Feld spazieren un tosehen, wie sien Stähröwen stünden. De Stähröwen wöören aver de nächsten bi sienem Huuse, un he pleggte mit siener Familie davon to eten, darüm sah he se as de sienigen an. Gesagt, gedahn. De Swinegel makte de Huusdöhr achter sic to un slög den Weg nah'n Felde in. He wöör noch nich ganz wiet von Huuse un wull jüst um den Slöbusch, de da vörm Felde liggt, nah den Stähröwenacker hinup dreien, as em de Haas bemött, de in ähnlichen Geschäften utgahn wöör, nämlich um sienen Kohl to besehen.

As de Swinegel den Haasen ansichtig wöör, so böhd he em en fründlichen go'n Morgen. De Haas aver, de up siene Wies en vörnehmer Herr was un grausam hochfahrigt dabi, antwoorde nicks up den Swinegel sienen Gruf, sondern segte tom Swinegel, wobi he en gewaltig höhnische Miene annöm: „Wie kummt et denn, datt du hier all bi so fröhem Morgen im Felde rummlöppst?“ — „Ick gah spazeeren,“ segt de Swinegel. „Spazeeren?“ lachte de Haas, „mi ducht, du kummt de Been oof wol to betern Dingen gebruken.“ Diffe Antwort verdrööt den Swinegel ungeheuer; denn alles kunn he verbregen, aver up siene Been laet he nicks komen, eben weil se von Natur scheef wöören. „Du bildst di wol in,“ seggt nu de Swinegel tom Haasen, „as wenn du mit diene Beene mehr utrichten kannst?“ — „Dat denk ick,“ seggt de Haas. „Dat kummt up'n Bersjööf an,“ meent de Swinegel, „ick pareer, wenn wi in de Wett loopt, ick loop di vörbi.“ — „Dat is tum Lachen, du mit diene scheefen Been,“ seggt de Haas, „aver mienetwegen mach't sien, wenn du so övergroote Lust heft. Wat gillt de Wett?“ — „En goldne Lujedor un'n Buddel Branwien,“ seggt de Swinegel. „Angenahmen!“ sprööf de Haas, „Ila in, un denn kann't gliest los gahn.“ — „Nä, so groote Ihl hett et nich,“ meende de Swinegel, ick bin noch ganz nüchdern; eerst will ick to Huus gahn un en beetten frühstück: inner halwen Stünd bin ick weeder hier up'n Platz.“

Damit güng de Swinegel, denn de Haas wöör et tofreen. Unnerweges dachte de Swinegel bi sick: „De Haas verlett sick up siene langen Been, aver ick will em wol kriegen. He is zwar en vörnehm Herr, aber doch man'n dummen Keerl, und betahlen sall he doch.“ As nu de Swinegel to Huus anköm, sprööf he to sien Fro: „Fro, treck di gau (schnell) an, du mußt mit mi nah'n Feld hinut.“ — „Wat givt et denn?“ seggt sien Fro. „Ick hew mit'n Haasen wett't ün'n goldne Lujedor un'n Buddel Branwien, ick will mit em in Wett loopen, und da fallst du mit dabi sien.“ — „O mien Gott, Mann,“ füng nu den Swinegel sien Fro an to schreen, „büßt du nich kloof? Hest du denn ganz den Verstand verlaaren? Wie kannst du mit den Haasen in de Wett loopen wollen?“ — „Holt dat Muul, Wief,“ seggt de Swinegel, „dat is mien Saak. Resonehr nich in Männergeschäfte! Marsch, treck di an, un denn kumm mit!“ Wat full den Swinegel sien Fro maken? se mußt wol folgen, se mugg nu wollen oder nich.

As se nu mit eenander ünnerweges wöören, sprööf de Swinegel to sien Fro: „Nu pass up, wat ick seggen will. Sühst du, up den langen Acker dar wüll wi unfern Wettloop maken. De Haas löppt nemlich in der eenen Föhr (Furche) un ick inner andern, un von haben (oben) fang wi an to loopen. Nu häst du wieder nicks to dohn, as du stellst di hier unnen in de Föhr, un wenn de Haas ob de andere Siet ankummt, so röpst du em entgegen: Ick bin all (schon) hier.“

Damit wöören se bi den Acker anlangt, de Swinegel wiesde siener Fro ehren Platz an und gung nu den Acker hinup. As he haben ankööm, wöör de Haas all da. „Kann et losgahn?“ seggt de Haas. „Ja wol!“ seggt de Swinegel. „Denn man to!“ Und damit stellte jeder sick in siene Föhr. De Haas tellde (zählte): „Hahl een, hahl twee, hahl dree!“ und los güng he wie en Stormwind den Acker hindahl (hinab). De Swinegel aver lööp ungefähr man dree Schritt, dann duhtde he sick dahl (herab) in de Föhr und bleev ruhig sitten.

As nu de Haas in vullen Loopen ünnen am Acker ankööm, rööp em den Swinegel sien Fro entgegen: „Ick bün all hier.“ De Haas stukt un verwunnerde sick nich wenig: he meende nich anders, as et wöör de Swinegel sülvst, de em torööp, denn bekanntlich süht den Swinegel sien Fro jüst so uut wie ehr Mann. De Haas aver meende: „Dat geiht nich to mit rechten Dingen.“ He rööp: „Nochmal geloopen, wedder üm!“ Un fort güng he wedder wie en Stormwind, dat em de Dhren am Koppe flögen. Den Swinegel sien Fro aver blev ruhig up ehren Plaze. As nu de Haas haben ankööm, rööp em de Swinegel entgegen: „Ick bün all hier!“ De Haas aber, ganz uuter sick vör Zhwer (Ärger), schreede: „Nochmal geloopen, wedder üm!“ — „Mi nich to schlimm,“ antwoorde de Swinegel, „mienetwegen, so oft, as du Lust hest.“ So löp de Haas noch dreeunsöbentigmal, un de Swinegel höhl (hielt) et ünmer mit em uut. Jedesmal, wenn de Haas ünnen oder haben ankööm, seggten de Swinegel oder sien Fro: „Ick bün all hier.“

Tum veerunsöbentigstenmal aver köm de Haas nich mehr to Ende. Midden am Acker stört he tor Erde, dat Blohd flög em uutn Halse, un he bleev doot upn Plaze. De Swinegel aber nöhm siene gewunnene Lujedor un den Buddel Branwien, rööp siene Fro uut der Föhr aff, un beide güngen vergnögd mit eenanner nah Huus: un wenn se nich storben sün, levt se noch.

So begev et sick, dat up der Buxtehuder Heid de Swinegel den Haasen doot loopen hett, un sied jener Tied hatt et sick keen Haas wedder infallen laten, mit'n Buxtehuder Swinegel in de Wett to loopen.

## 199. Der Fuchs.

Hermann Masius.

Der Regen verzieht; der Wind schüttelt die lauen Tropfen von den Bäumen, und von der Heide steigt es erfrischend und würzig in die Abendluft. In allen Schlupfwinkeln regt sich's. Die Mücken beginnen ihre Tänze; die Ameisen kriechen hervor; der Fink schmettert aus dem Buchenwipfel herab, und der Fuchs lauscht dort zwischen den Wurzeln einer

alten Eiche. Alles ist sicher. Mit einem Satze ist Keineke vor der Thür. Wie er dasteht!

Das Ohr ist scharf herausgespitzt; er hört das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blattes, das Zucken eines träumenden Vogels. Die Nase ist fein und langgestreckt. An dem Auge erkennt man sogleich das nächtliche Raubtier; es spielt aus Grau in Grün, liegt halb in der Höhle versteckt, am Tage zur senkrechten Spalte verengt. Der Mund spaltet sich weit, denn der Fuchs ist ein Räuber; ein sparsamer Bart stellt sich in langen, zurückstrebenden Spitzen um die Oberlippe. Die Lippen sind fein geschnitten und geschlossen; öffnen sie sich aber, dann blicken scharf und grimm die Backen des Gebisses, oder es knistert ein heiseres, hustenartiges Wellen hervor. Den schlanken, hangenden Leib tragen schnelle Füße fast spurlos über den Boden, und stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe. Die Brust ist weiß, sein Pelz schimmert rot und goldig; daher ist er Fuchs geheißen, d. i. der Feuerfarbene.

So schleicht, streicht und feucht der Schlaue umher; er schmiegt und biegt sich, ist vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen: ein Meister über hundert Künste.

Es ist Abend. Der Fuchs macht sich auf; allein er eilt mit Weile. Gelassen schlendert er, den Schweif vornehm schleppend, durch Busch und Kraut immer querfeldein. Er mag sich gern in Riedgras, Korn und Hag verlieren, wo bunte Blumen blühen und muntere Vögel singen. Er kommt in den Wald. Nun schleicht er leiser, vorsichtiger. Der Abend haucht kühl aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille; nur die Vogelfehlen sind noch laut. Die Drossel lockt mit hellem Ton; die Meise schlüpft, ihr Liedchen schrillend, von Busch zu Busch; der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstumpf; dazwischen freischt der Häher. Keineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche; da und dort summt noch eine Biene, oder ein schwer gepanzerter Käfer schweift behaglich brummend in geschwungenen Bogen dahin.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr: ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. Plötzlich hebt die Rieche den Kopf. Ihre Augen funkeln; ein Zittern fliegt über die Flanken; sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läusen. Es ist klar, sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Nitzlein unverrückt im Auge. Es gilt aber einen kühnen Griff. Keineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden; der Schwanz zuckt, die Augen starren wildgierig auf das

lebende Tier; er weist die mörderischen Zähne, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Satz —: da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Mörder los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim.

Im Sommer ist des Fuchses goldene Zeit. Da zieht es ihn ins Feld. Hier lagern Hasen und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen, die ein friedliches Leben führen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen und zu fassen. Umsonst sind ihre kleinen Künste; er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt; auch die letzten Wandervögel sind davongezogen; rauhe Stürme brausen über die Ode. Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke: Seen und Bäche gefrieren tief hinab; die Bäume krachen, vom Frost gespalten; das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf das nicht. Die Not treibt ihn dem Walde zu. Mit einemmale hebt er die Nase. Seine Augen blitzen. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? Siehe da — mitten in der Wildnis ein süß gebratenes Stück Fleisch. Ohne Zögern ist es verschlungen. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück. Reineke steht still, Überraschung und Argwohn in den Zügen. Wer ist der unbekannte Spender? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgend ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgend eine Spur als die flüchtigen Zeichen, die des Windes Finger in den Schnee geschrieben hat. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wäre es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Args! — Schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gedanken!“ und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab.

O Reineke! Reineke! du bist verloren: — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. Stier blickt er hin auf die Lockung. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das leckere Mahl; wieder legt er sich, duckt die Ohren vorwärts, rückwärts, spitzt sie. Und wieder ist alles stumm: nur die Föhren knarren noch immer unverdrossen. Der Fuchs fängt an zu klügeln; aber je länger er hinschaut auf den Bissen, desto wirrer wird sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen; der Duft betäubt ihn; er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. Im einem wilden Satze springt er darauf los — da, krach! schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wut; aber es ist nicht Zeit zur Klage; denn Gefahr droht im Verzuge: es gilt eine kühne That. Er beißt sich den zerschmetterten Fuß ab und eilt hinkend und grimmig von dannen.

## 200. Der Wolf.

Hermann Mafius.

Der Wolf gleicht einem großen Hirtenhunde, auch in der schmutziggelblichen Farbe; aber das gedrückte Kreuz und der tückische Blick geben ihm den Charakter schleicher, hyänenartiger Wildheit. Er ist das gierigste und nach dem Bären das stärkste unserer Raubtiere. Sein aufgerichtetes Ohr hört aus weiter Ferne das über den Schnee eilende Wild; sein gelb-schwarzes Auge leuchtet in der Nacht mit roten Ringen; sein Geruch wittert das Pferd und den Reiter in der einsamen Steppe. Auf den langen, schwarz gestreiften Beinen jagt er gestreckten Laufes so schnell und dauernd, daß kein Windhund neben ihm aushalten würde; dabei blitzen aus dem weiten Rachen die großen Hakenzähne, und die blutlechzende Zunge hängt lang hervor.

Alles muß seiner Unerättlichkeit zur Beute dienen. Wenn ihn der Hunger quält, frißt er Mäuse, Frösche, selbst Erde und Aas; doch seine eigentliche Nahrung bilden Herdentiere und Wild. Mit einem Sprunge wirft er sich an die Kehle des weidenden Pferdes und reißt es zu Boden. Die Todeswunde klappt weit und scharf, wie von der Schneide eines Rasiermessers, und so groß ist die Muskelkraft seines Halses, das er selbst das gewürgte Gientier weite Strecken im Rachen davonschleppt. Wenn er sein Eisengebiß zusammenschlägt, glaubt man fast den Schuß eines Terzerols zu hören. Bisweilen verfehlt er den Sprung; dann packt er das aufbäumende Tier in den Weichen und jagt es, bis es endlich sterbend zusammenbricht. Im Angesicht des Schäfers reißt er mitten aus der Herde das Schaf. Heulend setzt er dem Schlitten des Reisenden nach und springt, nach Menschenblut dürstend, am Reiter hinauf. Aber nur der Hunger macht ihn kühn; dem Mutigen gegenüber ist er feig und verläßt sich mehr auf seine List als auf seine Stärke. Stundenlang liegt er im Grase und belauert das neben der Stute tappende Füllen; auf dämmernden Waldstegen sperrt er dem Wanderer den Weg, umschleicht auf der Heide den Karren. Ist günstige Gelegenheit zum Angriff, so duckt er den spitzschnauzigen Kopf, drückt die Augen glohend aus ihren Höhlen, sträubt das Haar, krümmt den Rücken und stößt, auf seine Beute stürzend, ein wildes, gurgelndes Geheul aus. Zieht er sich zurück, so weicht er fast kriechend und verwischt mit dem buschigen, immer hängenden Schweife die Spur, bis er, sicher genug, in großen Säßen seinem Lager zueilt. Offenen Kampf meidet der Wolf.

Er scheut den Huf des Hengstes und die Hörner des Stiers und flieht vor dem Steppenhunde, der die Schafherde bewacht. Ein Funke, ein rauschendes Blatt kann ihn in Furcht setzen. Seine Raubgier macht ihn aber auch oft zur hartnäckigsten Verfolgung fähig. Unablässig zieht er der Spur der Herde nach, die matten Tiere ergreifend; aber noch furchtbarer erscheint er im Gefolge der Schlachten. Der Wolf ist der mordende Nachzügler der Heere, und sich nicht begnügend, wie der Rabe, auf der Wahlstatt das grause Leichenmahl zu halten, überfällt er den einsamen Posten und den zurückbleibenden Zug der Matten und Siechen.

### 201. Aus dem Walde.

Schullesebuch von Wezel, Menges, Menzel, Richter.

Dem wanderlustigen Gesellen wird das Herz weich, und er zögert weiterzuschreiten, wenn an einem sonnigen Frühlingstage es in den Bäumen des Waldes lispelt und rauscht. Er wirft sich ins Gras und schaut lachend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von seiner Heimat, von dem Vater- und Mutterherzen und von den Gespielen der Jugend.

Der stattliche Eichbaum neigt sich zur zarten Birke, die schlanke Buche zur ernststen Ulme, und dazwischen plaudert die ruheloze Eibe. Inmitten aller dieser Lust steht ein stummer, dunkler Baum, der nicht mit hellen Blättern spielt; es ist der Tannenbaum mit seinen spitzen Nadeln. Er schaut so traurig darein. Wie ein kummervoller Mensch zwischen lachenden, spielenden Kindern, steht er zwischen den laubgeschmückten Bäumen. Selten, daß ein Vogel auf der Reise durch den Wald kurze Rast hält auf seinen Zweigen; versteckt er sich doch weit lieber in die duftige Blätterlaube, die Kühlung und Schatten gibt. Die Bienen und goldenen Käfer kehren auch nicht ein in das stille Wirtshaus „zum Tannenbaum.“ Einsam steht er im Frühling; einsam bleibt er im Sommer, und selbst im Herbst gleicht sein Kleid einem Trauergewande. Endlich kommt der Winter heran. Die rauhen Stürme reißen alle zarten Blätter ab, und eilig legen sich weiße Flocken über die kleinen Leichen. Der Tannenbaum aber schaut den Winter furchtlos an. Er behält seine grünen Nadeln als ein Bild der Hoffnung auch im eisigen Winter.

So hat sich Schönheit und Lust geteilt zwischen Laub- und Nadelwald, die beide in breiten Gürteln die Erde umschließen, namentlich aber die Höhen und Talgründe unseres deutschen Vaterlandes mit unvergänglichem Reize schmücken.

Schweigend und still steht der Wald in der Nacht. Abends, wenn die Sonne untergegangen ist, begibt sich groß und klein in ihm zur Ruhe. Gar mancher Vogel schlummert da auf schwankem Zweige, den Kopf in die weichen Federn gedrückt. Nur die Gule geht noch mit leisem Flug auf

Raub aus; schauerlich ertönt ihr hohles Geschrei, bis die Mitternacht anbricht. Dann ist alles still. Lange jedoch dauert die Ruhe nicht. Wenn das Morgenrot den neuen Tag verkündet, dann erwacht der Wald. Die taunassen Bäume regen sich und wecken ihre gefiederten Bewohner aus dem Schlafe. Nach und nach erheben die Nachtigallen, die Finken, die Meisen, die Drosseln ihre Stimmen, und dazwischen ertönt das Gezwitzchen der Sperlinge, daß der Wald erschallt. Wenn aber am heißen Mittage die Sonne zwischen den Bäumen herab auf den grünen Boden scheint, dann kommen auch für den Wald einige Stunden der Ruhe. Kaum zittert dann und wann das Blatt einer Epe und gibt im Schlagen an das Nachbarblatt einen Ton, als fiele ein Regentropfen. Hier und da nur zieht ein Schmetterling, der gern die höchste Wärme zu seinen Streifereien benutzt, durch das sonnige Grün dahin. Dort flirrt eine goldglänzende Fliege, der eine blauschimmernde Libelle folgt. Still nagt eine Raupe am jungen Blatt. Sonst herrscht eine ängstliche Stille. Erst wenn der Kuckuck seinen Namen wieder ruft und der Fink aufs neue zu schlagen anfängt, dann beginnt das rege und freundliche Leben im Walde wieder.

## 202. Die Bäume.

Luisa Hensel.

- |   |   |
|---|---|
| <p>1. Wohl alle Werke meines Herrn<br/>Sind ganz vollkommen schön,<br/>Doch mag ich fast vor allen gern<br/>Die lieben Bäume sehn.</p> <p>2. Sie lehren mich manch heilsam<br/>Stück<br/>Für meinen Pilgerlauf<br/>Und ziehn wohl oftmals meinen<br/>Blick<br/>Zum Himmel hoch hinauf.</p> <p>3. Die alte, hohe Eiche spricht:<br/>„Sei stark, o Menschenherz!<br/>Im Glauben steh und wank nicht<br/>Und streck' dich himmelwärts.“</p> <p>4. Die Linde sagt: „Sei mild<br/>geföhnt,<br/>Sei friedlich, sonder Harm,<br/>Und breite jedem Müden lind<br/>Den schattenreichen Arm.“</p> <p>9. Ihr lieben Bäume, mahnet noch<br/>Recht oft mein irdisch Herz<br/>Und wendet meine Seele doch<br/>In Sehnsucht himmelwärts.</p> | <p>5. Mir winkt der Apfelbäume<br/>Frucht:<br/>„Dein Glaube sei nicht Schein,<br/>Und wenn der Gärtner Früchte sucht,<br/>So ernt' er reichlich ein!“</p> <p>6. Die Tanne rauscht: „Sei ernst,<br/>sei treu,<br/>O Seel', in Freud' und Weh:<br/>Dasselbe Kleid im linden Mai,<br/>Dasselb' in Sturm und Schnee.“</p> <p>7. Doch Birke, du mein liebster<br/>Baum,<br/>In bräutlich-schöner Zier,<br/>Erblick' ich dich im weiten Raum,<br/>So lacht das Herz in mir.</p> <p>8. Im weißenkleid, in grünerKron',<br/>O Bäumlein, stehst du hier; —<br/>O ständ' ich, Herr! an deinem Thron<br/>Dereinst in solcher Zier! —</p> |
|---|---|

## 203. Waldandacht.

Leberecht Dreves.

1. Frühmorgens, wenn die Hähne  
frähn,  
Eh' noch der Wachtel Ruf erschallt,  
Eh' wärmer all die Lüfte wehn,  
Vom Jagdhornruf das Echo hallt:  
Dann gehet leise nach seiner Weise  
Der liebe Herrgott durch den Wald.

2. Die Quelle, die ihn kommen hört,  
Hält ihr Gemurmel auf sogleich,  
Auf daß sie nicht in Andacht stört  
So groß als klein im Waldbereich;  
Die Bäume denken: „Nun laßt uns  
senken  
Vorm lieben Herrgott das Gezweig!“

3. Die Blümlein, wenn sie aufgewacht,  
Sie ahnen auch den Herrn alsbald  
Und schütteln rasch den Schlaf der Nacht  
Sich aus den Augen mit Gewalt  
Und flüstern leise ringsum im Kreise:  
„Der liebe Gott geht durch den Wald!“

## 204. Im Walde.

Joseph v. Eichendorff.

1. O Täler weit, o Höhen,  
O schöner, grüner Wald!  
Du meiner Lust und Wehen  
Andächt'ger Aufenthalt!  
Da draußen, stets betrogen,  
Sauft die geschäft'ge Welt;  
Schlag noch einmal die Bogen  
Um mich, du grünes Zelt!

2. Wenn es beginnt zu tagen,  
Die Erde dampft und blinkt,  
Die Vögel lustig schlagen,  
Daß dir dein Herz erklingt:  
Da mag vergehn, verwehen  
Das trübe Erdenleid,  
Da sollst du auferstehen  
In junger Herrlichkeit!

3. Da steht im Wald geschrieben  
Ein stilles, ernstes Wort  
Von rechtem Tun und Lieben,  
Und was des Menschen Hort.  
Ich habe treu gelesen  
Die Worte schlicht und wahr,  
Und durch mein ganzes Wesen  
Ward's unaussprechlich klar.

4. Bald werd' ich dich verlassen,  
Fremd in die Fremde gehn,  
Auf bunt bewegten Gassen  
Des Lebens Schauspiel sehn,  
Und mitten in dem Leben  
Wird deines Ernsts Gewalt  
Mich Einsamen erheben;  
So wird mein Herz nicht alt.

## 205. Die Eiche.

Heinrich Seidel.

Ein vielhundertjähriger, alter Eichenbaum ist eine Welt für sich. Er kann als ein Wirtshaus betrachtet werden, in welchem viele Tausende von Gästen, große und kleine, verkehren und zehren. Mächtige Raubvögel, sowie Reiher und schwarze Störche nisten in seinen Zweigen, die vielen kleinen Vögel gar nicht gerechnet. Seine Höhlen werden von unzähligem Getier bewohnt. Eulen, Spechte, Wiedehopfe, Dohlen, Stare, Meisen, Baumläufer und viele andere Vögel finden dort willkommene Schlupfwinkel.

Von Insekten kennt man weit über tausend Arten, welche aus der Eiche ihre Nahrung ziehen. Sie haufen zwischen Stamm und Borke, sie bohren im Holzwerk, saugen an Zweigen und Wurzeln, fressen an den Blättern, wühlen im Mulme oder naschen am ausgeschwitzten Saft. Über hundert Arten von Gallwespen legen ihre Eier an die Blätter oder die Rinde, um ihrer Nachkommenschaft eine gedeihliche Nahrung zuzuwenden. Ameisenkarawanen wandern tagaus, tagein hinauf und hinab ihre Straßen; sie finden ihre Zehrung und kennen keine andere Welt. Unter den Hunderten von Käfern ernährt die Eiche die mächtigsten, welche in Deutschland vorkommen: den gewaltigen Hirschkäfer, den stolzen Spießbock und den vornehmen Nashornkäfer, drei stattliche Gesellen.

Unzählige Pflanzen schmarroken auf diesem gastfreien Baume, voran die sagenreiche und märchenhafte Mistel, die unseren Vorfahren heilig war.

Ja, so eine alte Eiche ist eine sprossende Welt für sich, bedeckt mit Wäldern und Wiesen der verschiedenartigsten Moose und Flechten, in welchen allerlei zierliches Getier sich lustig macht, und alles saugt und zehrt an ihr, vom mächtigen, schüsselgroßen Feuerschwamm bis zum winzigen, dem unbewaffneten Auge nicht mehr unterscheidbaren Pilzchen. Und dennoch schüttelt sie alljährlich den mächtigen Segen von Eicheln ins Gras, einer Menge von anderem Getier zu freudiger Nahrung; und dennoch blüht und grünt sie die Jahrhunderte hindurch und trägt ihr stolzes Haupt ungebeugt durch Sturm und Ungewitter.

## 206. Waldfrieden.

Friedrich Wilhelm Weber.

1. Wie einsam ist es im tiefen Wald  
In Sommertagen;

Nicht Beil, nicht Horn und Gebell  
erschallt,

Nicht Roß und Wagen.

2. Es dämmert und schweigt so  
feierlich still

In den Buchen und Föhren;  
Der Fink sogar, der Plauderer, will  
Die Ruhe nicht stören.

3. Der Quell nur rinnt mit leisem  
Geschwäg

Durch Farn und Moose;  
Und über ihn breitet ihr grünes Netz  
Die wilde Rose.

4. Durch alle Wipfel und Halme  
geht

Ein Wispeln und Weben;

Mit Grüßen und Ricken ein Dankgebet  
Für Lieben und Leben.

5. Und draußen, die Straßen hinab,  
hinauf,

Welch Stoßen und Streiten!  
Nach hundert Zielen in hastigem Lauf  
Welch Rennen und Reiten!

6. Nach Gold und Macht, nach  
Ruhm und Rang

Welch Gieren und Werben!  
Armseliges Leben, mühseliger Drang,  
Um reich zu sterben!

7. O glücklich, wer dem Lärm und  
der Qual

Der Welt entronnen,  
Vergessenheit tränke in diesem Tal,  
Aus diesem Brunnen!

8. Wer schlafen könnte nach Sturm und Streit  
Hier unter den Bäumen  
Und sich in den Frieden der Ewigkeit  
Hinüberträumen!

## 207. Aus dem Walde.

Emanuel Geibel.

1. Mit dem alten Förster heut'  
Bin ich durch den Wald gegangen,  
Während hell im Festgeläut'  
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

2. Golden floß ins Laub der  
Tag;  
Vöglein sangen Gottes Ehre,  
Fast, als ob's der ganze Hag  
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

3. Und wir kamen ins Revier,  
Wo, unrauscht von alten Bäumen,  
Junge Stämmlein sonder Zier  
Sproßten auf besonnten Räumen.

4. Feierlich der Alte sprach:  
"Siehst du über unsern Wegen  
Hochgewölbt das grüne Dach?  
Das ist unsrer Ahnen Segen.

5. Denn es gilt ein ewig Recht,  
Wo die hohen Wipfel rauschen;  
Von Geschlechte zu Geschlecht  
Geh't im Wald ein heilig Tauschen.

6. Was uns not ist, uns zum Heil  
Ward's gegründet von den Vätern;  
Aber das ist unser Teil,  
Daß wir gründen für die Spättern.

7. Drum im Forst auf meinem Stand  
Ist mir's oft, als böt' ich linde  
Meinem Ahnherrn diese Hand,  
Zene meinem Kindeskinde.

8. Und sobald ich pflanzen will,  
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,  
Und ein frommes Sprüchlein still  
Muß ich beten zu dem Werke:

9. Schük' euch Gott, ihr Reiser  
schwank!  
Mögen unter euren Kronen,  
Rauscht ihr einst den Wald entlang,  
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

10. Und ihr Enkel, still erfreut  
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen,  
Wie's mit frommem Dank mich heut'  
An die Väter will gemahnen."

11. Wie verstummend im Gebet  
Schwieg der Mann, der tiefergraute,  
Klaren Auges ein Prophet,  
Welcher vorwärts, rückwärts schaute,

12. Segnend auf die Stämmlein rings  
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;  
Aber in den Wipfeln ging's  
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

## 208. Die Linde.

Hermann Wagner.

Der Eichenbaum ist der König der deutschen Bäume; die Linde aber ist die Königin. Mächtig ist ihr Stamm, lieblich ihr Gelaube, süß, linde und heilsam ihre Blüte. Sie liebt nicht den finstern, feuchten Wald, sondern den hellen Hag, die grüne Aue, am meisten aber den weiten Dorfplatz, wo muntere Knaben und Mädchen sich tummeln, die heitere Jugend zum Tanze sich schart, die wackeren Alten in traulichem Gespräche nach vollbrachtem Tagewerke beisammen sitzen. Sagen aus alter Zeit gehen dann von Mund zu Mund: von dem Drachen und dem Lindwurm, der einst in

dem Sumpfe hauste, auf dem nun die Wohnungen der Menschen stehen; von Sigelinde, dem lieben Burgfräulein droben vom Schlosse, das nun längst eine Ruine ist, von ernsten, vermummten Rittern, die hier in mitternächtlicher Stunde zum Femgerichte saßen.

Die Linde wird älter als die Eiche, älter als alle anderen Bäume unserer Heimat. Man hat schon Linden gefällt, deren Stamm mehr als achthundert Jahresringe zählte. Wenn solche Uralte reden könnte von all den Jahren, die sie erlebt, von aller Freud' und allem Leid, das sie gesehen hat, wie würden wir lauschen und lernen!

Als Alleebaum und zu Lauben ist die Linde sehr beliebt. Sie gibt dichten Schatten schon im Mai, und angenehmer Blütenduft strömt von ihr aus im Juni und Juli. Vorsorgliche Leute pflücken die Lindenblumen, um daraus Tee zu gewinnen, der bei Erkältungen gute Dienste tut. Das weiße, etwas unangenehm riechende Holz wird von Bildhauern und Formschneidern zu Schnitzarbeiten gesucht. Der innere Lindenbast hat zähe Fasern, die zu Stricken, Matten, Säcken u. s. w. geflochten, auch zum Anbinden der Blumen und Weinreben, beim Baumveredeln und beim Dachdecken verwendet werden. Lindenkohlen dienen zum Zeichnen und werden mit Schwefel und Salpeter zu Schießpulver gemengt.

Herrlich ist die Krone der Linde zu schauen mit ihren weithin-gestreckten Ästen, ihren bogig abwärts geneigten Zweigen, ihrem herzigen Blätterwerke. Manch Vöglein findet da sichern Versteck für sein Nest und dankt der Herbergsmutter mit lieblichem Lied. Von weit her kommen fleißige, summende Bienen, um den leckeren Blumenjaft zu naschen und daraus Honig zu bereiten. Klar und hell ist dieser, von süßem Geruche und grünlicher Farbe; wie aber Honig schmeckt, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen.

## 209. Die Tanne.

Rudolf Baumbach.

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Es steht ein Schloß am blauen Meer;<br/>Die Mauern sind längst zerfallen,<br/>Die Myrte duftet, der Lorbeer grünt<br/>In den weiten Höfen und Hallen.</p> <p>2. Und wo am höchsten ragt der Fels<br/>Hinauf in die blauen Räume,<br/>Erhebt eine Tanne ihr stolzes Haupt<br/>Über die welschen Bäume.</p> <p>3. Ich segne dich, du heimischer Baum,</p> | <p>Der im Süden Wurzeln geschlagen;<br/>Ich segne die Hand, die das Samen-<br/>forn<br/>Von Norden herabgetragen.</p> <p>4. Ich segne den Boden, der dich nährt,<br/>Die Sonne, die dir leuchtet;<br/>Ich segne den Wind, der dich kosend<br/>umspielt,<br/>Den Regen, der dich befeuchtet.</p> <p>5. Da geht ein Wehen durchs Geäst<br/>Wie süße Heimatslieder;</p> |
|---|--|

Die dunklen Zweige neigen sich  
Als wie zum Grube nieder.

5. Ich schlinge den Arm um den  
harzigen Stamm

Und lasse ein Jauchzen gellen. —  
Die Myrten und Lorbeern spotten  
leif

Der beiden fremden Gesellen.

## 210. Vom Urgroßvater, der auf der Tanne saß.

Peter Hofegger.

Mein Urgroßvater hatte um das Venerl in der Waldhütte angehalten, und das Mädchen hatte ihn lieb und sagte, es wolle seine Hausfrau werden, wenn es der Vater zugebe. Der gab es gern zu, und sie verzehrten zusammen ein kleines Mahl. Darauf, als es schon zu dunkeln begann, brach der Bräutigam auf zum Heimweg.

Er ging über die kleine Wiese vor der Waldhütte, dann abwärts durch den Wald und war gar freudigen Gemüthes. Er achtete nicht darauf, daß es bereits finster geworden war, auch nicht auf das Wetterleuchten, das zur Abendzeit nach einem schwülen Sommertage nichts Ungewöhnliches ist. Auf eines aber wurde er aufmerksam: er hörte von den gegenüberliegenden Waldungen ein heulendes Gebelle. Er dachte an Wölfe, die nicht selten in größeren Rudeln die Wälder durchzogen; er faßte seinen Knotenstock fester und nahm einen schnelleren Schritt. Dann hörte er wieder nichts als zeitweilig das Kreischen eines Nachtvogels und sah nichts als die dunklen Stämme, zwischen denen der Fußsteig dahin führte, und durch die von Zeit zu Zeit das Leuchten zuckte. Plötzlich vernahm er wieder das Heulen, aber nun viel näher als das erstemal. Er fing an zu laufen. Er lief, was er konnte. Er hörte keinen Vogel mehr, er hörte nur immer das entsetzliche Heulen, das ihm auf dem Fuße folgte. Als er sich hierauf einmal umsah, bemerkte er hinter sich durch das Geäst funkelnde Lichter. Schon hört er das Schnaufen und Lechzen der Raubtiere, schon denkt er bei sich: 's mag sein, daß morgen keine Verlobung ist! — Da kommt er heraus zu einer ein wenig abgesonderten, großen Tanne. Kein anderes Entkommen ist mehr möglich: rasch faßt er den Gedanken, und durch einen kühnen Sprung schwingt er sich auf den untersten Ast des Baumes. Die Bestien sind schon da; einen Augenblick stehen sie bewegungslos und lauern; sie schnaufen, und mehrere setzen die Pfoten an die rauhe Rinde des Stammes. Er klettert weiter hinauf und setzt sich auf einen dicken Ast. Unten heulen sie und scharren an der Rinde; es sind ihrer viele, ein ganzes Rudel. Mein Urgroßvater macht Lärm und ruft um Hilfe, aber sie lassen sich nicht verscheuchen.

Es ist schon längst finstere Nacht. Unten wird's nach und nach ruhiger, aber das Wetterleuchten wird stärker, und an der Abendseite ist dann und wann ein fernes Donnern zu vernehmen. Das Donnern kommt näher, alle Sterne sind erloschen, nur unten am Fuße des Baumes funkeln

die Augensterne der Raubtiere. „Kommt ein fürchterliches Gewitter,“ denkt sich mein Urgroßvater und verbirgt sich unter die Krone, so gut er kann. Der Hut ist ihm hinabgefallen, und er hört es, wie die Bestien den Filz zerfetzen. Jetzt zuckt ein Strahl über den Himmel, es ist einen Augenblick hell wie zur Mittagstunde; dann bricht in den Wolken ein Schnalzen und Krachen und Knattern los, und weithin hallt es im Gewölke. Plötzlich faust ein Körper durch die Äste wie ein Steinwurf. Ein Ungeheuer mit weitschlagenden Flügeln stürzt der Tanne zu und birgt sich gerade über meinem Urgroßvater in die Krone. Es war ein Habicht, der dort sein Nest hatte. Nun brach es erst recht los; Donnerschlag folgte auf Donnerschlag, und beim Leuchten war zu sehen, wie hundert und tausend Eisförner auf den Wald niederfausten, an die Stämme prallten, auf den Boden flogen und wieder hoch emporsprangen. Auf einmal war eine blendende Glut, ein heißer Luftdruck, ein Schmettern, und es loderte eine Fichte, die ihren Schein bald weithin warf.

Endlich wurden die Donner seltener und dumpfer und zogen sich gegen Mittag und Morgen. Am Fuße des Baumes war kein Heulen und kein Augenfunkeln mehr. Die Raubtiere waren durch das wilde Wetter verscheucht worden. Mein Urgroßvater stieg von Ast zu Ast bis zum Boden und ging durch den Wald und über die Felder seinem Hause zu. Als er einige Tage nachher wieder zu seiner Braut kommt, da sagt auf einmal das Genert zu ihm: „D du himmlisch Mirakel! Sepp, dir wächst ja schon ein graues Haar!“

## 211. Der Kreuzschnabel.

Julius Moser.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,  
Himmelwärts den Blick gewandt,  
Fühlt' er heimlich sanftes Zucken  
An der stahldurchbohrten Hand.

2. Hier, von allen ganz verlassen,  
Sieht er eifrig mit Bemühn  
An dem einen starken Nagel  
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

3. Blutbeträuft und ohne Rasten  
Mit dem Schnabel zart und klein  
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,  
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

4. Und der Heiland spricht in Milde:  
„Sei gesegnet für und für!  
Trag als Zeichen dieser Stunde  
Ewig Blut und Kreuzeszier!“

5. Kreuzeszchnabel heißt das Vöglein:  
Ganz bedeckt von Blut so klar,  
Singt es tief im Fichtenwalde  
Märchenhaft und wunderbar.

## 212. Blumenschlaf.

Ferdinand Cohn.

Die Sonne trägt nicht nur zum äußern Wachstum der Pflanzen bei, sondern sie greift auch durch den Wechsel von Tag und Nacht ähnlich in das Leben der Gewächse ein wie in das der Menschen und Tiere.

Wenn sich die ersten Strahlen der Morgen-sonne über den Weltkreis ausgießen, dann erwachen auch die Blumen vom nächtlichen Schlummer; sie richten die zum Boden geneigten Häupter empor; dann nehmen sie sorglich ihre Gewänder aus dem grünen Knospenschrein, worin sie während der Nacht verborgen waren, breiten sie auseinander und lassen ihre glänzenden Farben in der Sonne spielen. Das Licht ist es, welches die Blumen erweckt; aber, wie das ja auch bei den Menschen der Fall ist, die einen sind Langschläfer, die andern stehen zeitig auf, und dies geschieht mit solcher Pünktlichkeit, daß Linné es versuchte, eine Blumenuhr zusammenzustellen, nach welcher auch derjenige, der keinen richtigen Zeitmesser besitzt, die Stunden des Tages bestimmen könnte.

Schon zwischen drei und vier Uhr des Morgens entfaltet der Wiesenhocksbart die gelben Blütenköpfschen; zwischen vier und fünf erwacht die blaue Cichorie und die blonde Taglilie, zwischen fünf und sechs der gemeine Löwenzahn und die weiße Zaunwinde, zwischen sechs und sieben die Gänse-distel und die Salatstaude, und so geht es fort von Stunde zu Stunde. Viele Blumen haben einen übeln Ruf, weil sie spät aufstehen; die Mittagblume, welche mit fleischigem Laub die Felsen von Capri bekleidet, öffnet ihre Blüten erst gegen elf Uhr, und eine andere Art hat sich sogar den Spottnamen der nachmittäglichen zugezogen. Viele Blüten dagegen halten Mittagsruhe in den heißen Tagesstunden, indem sie die Blumenkrone wieder in den Kelch verschließen und die Blütenstiele wie zum Mittag-schläfchen herabnickeln lassen; ein Flachsfeld öffnet die blauen Augen seiner Blumen überhaupt nur des Vormittags und hält sie des Nachmittags geschlossen. Die meisten Blumen gehen gegen Abend zur Ruhe; aber es gibt unter ihnen auch Nachtschwärmerinnen, die bei Tag schlafen und erst in der Dunkelstunde sichtbar werden; einige unter ihnen zeichnen sich durch melancholische Färbung und sentimentaln Duft aus, wie die Nachviole; aber wir finden unter ihnen auch sehr vornehme Gestalten, die sich nur im Mond- und Sternenlicht schauen lassen, obwohl sie nicht nötig hätten, sich vor dem Tage zu verbergen; zu ihnen gehört die vielbesungene Lotosblume des Nils und die königliche Viktoria des Amazonenstromes; die gefeiertste unter ihnen ist die Königin der Nacht, die erst in der Dämmerung ihre silberschimmernde Blumenkrone voll feinen Dufts aufstut, um Mitternacht im vollsten Glanze strahlt und am andern Morgen verblüht ist.

### 213. Ein Gewitter auf dem Lande.

Gustav Freytag.

Schnell rollten die Wagen auf das Erntefeld, die Pferde waren unruhig, schüttelten die Köpfe und schlugen mit dem Schweife die Flanken, und die Knechte klatschten ohne Aufhören mit der Peitsche. „Heut' stechen

die Fliegen," sagte im Vorbeifahren grüßend der Großknecht, „es kommt ein Wetter.“

Rot hob sich die Sonne aus trockenem Qualm; die Arbeiter im Felde fühlten die Mattigkeit in den Gliedern und hielten immer wieder bei der Arbeit an, das Antlitz zu trocknen. Der Schäfer war heut' mit der Herde unzufrieden, seine Hammel waren auf Kraftübungen veressen: statt zu fressen, stießen sie mit den Köpfen zusammen. Unordnung und Widersäcklichkeit waren nicht zu bändigen, der Hund umkreiste die Aufgeregten unaufhörlich mit hängendem Schwanz, und wenn er heut' ein Schaf in das Bein zwickte, so merkte es lange den Schaden.

Höher stieg der Sonnenball am wolkenlosen Himmel; heißer wurde der Tag; ein leichter Dunst hob sich vom Boden und machte die Ferne undeutlich; die Sperlinge flogen unruhig um die Baumgipfel; die Schwalben fuhren längs dem Boden und zogen ihre Kreise um die Menschen. Die Hitze wurde unerträglich; die Nachmittagssonne brannte auf die Haut; Fels und Mauer fühlten sich heiß an; den Himmel überzog ein weißes Gewölk, das sich zusehend's verdichtete und zusammenfuhr. Eifrig trieb der Knecht die Pferde zur Scheuer; die Arbeiter hasteten, die Garben abzuladen; im schnellen Trabe fuhren die Wagen, noch eine Ladung unter das schützende Dach zu retten.

Die Freunde standen vor der Hofthür und blickten auf die schweren Wolken, welche vom Himmelsrande heraufzogen. Das gelbe Sonnenlicht kämpfte kurze Zeit gegen die dunkeln Schatten der Höhe, endlich verschwand auch der letzte grelle Schein; glanzlos und trauernd lag die Erde.

Die ersten Stöße des Windes fuhren heulend an das Haus. „Ich muß durch den Hof, zum Rechten sehen!“ rief Ilse, die Tochter des Gutsherrn, band ein Tuch um das Haupt und drang vorwärts zu dem Hofgebäude, in welchem die Spritze stand; sie sah zu, ob die Thür geöffnet und Wasser in den Tonnen war. Dann eilte sie nach den Ställen, mahnte die Mägde und kehrte nach dem Hause zurück. Sie warf einen Blick in die Küche und nach dem Herde und trat dann wieder zu den Freunden, welche vom Fenster der Wohnstube in den Aufruhr der Elemente blickten. Langsam wälzte sich das Wetter näher, eine schwarze Masse nach der andern schob sich heran, unter ihnen stieg ein fahler Dunstschleier wie ein ungeheurer Vorhang höher und höher, der Donner rollte, kürzer die Paußen, wilder sein Dröhnen; der Sturm heulte um das Haus, jagte zornig dicke Staubwolken um die Mauern, Blätter und Halme flogen in wildem Tanze dahin.

Während der Donner tobte, ward es plötzlich finster in der Stube wie bei einbrechender Nacht, und immer wieder wurde die unheimliche Dämmerung durch den Schein der feurigen Schlangen zerrissen, welche

über den Hof dahinführen. Plötzlich ein Licht, so blendend, daß es zwang, die Augen zu schließen, ein kurzer, markererschütternder Krach, der in mißtönendem Knattern endete. „Das hat eingeschlagen!“ rief einer der Freunde besorgt. „Nicht in den Hof!“ versetzte Ilse. Wieder ein Schlag und wieder ein Feuerschein und ein Schlag, wilder, kürzer, schärfer. „Es schwebt über uns,“ sagte Ilse ruhig und drückte das Haupt des kleinen Bruders an sich, als wollte sie ihn schützen. Hoch aufgerichtet, unbeweglich stand sie da, umringt von den angstvollen Geschwistern. Länger dröhnte der Donner, der Regen schlug an das Fenster, ein Wasserguß rasselte und klatschte um das Haus, die Fenster zitterten in einem wütenden Anprall des Sturmes. „Es ist vorüber!“ sagte die Jungfrau leise. Die Kinder fuhren auseinander und liefen an das Fenster.

Eine halbe Stunde später war alles vorüber. Über den Bergen lag noch die dunkle Wolke, und aus der Ferne tönte gefahrlos der Donner. In dem leeren Hofe regte sich wieder das Leben. Zuerst zog in fröhlichem Eifer der Entenchor aus seinem Versteck, putzte die Federn, untersuchte die Wasserlachen und schnatterte längs den Wagengeleisen. Dann kam der Hahn mit seinen Hühnern, vorsichtig schreitend und die quellenden Körner pickend; die Tauben flogen an Vorsprünge der Fenster, wünschten einander mit Verbeugungen Glück und breiteten die Federn im neuen Sonnenlicht; Nero fuhr in kühnem Sprunge aus dem Hause, trottete durch den Hof und bellte herausfordernd in die Luft, um die feindliche Wolke vollends zu verschrecken. Dann schritten die Mägde und Arbeiter wieder rührig über den Platz und atmeten erfrischt den Balsam der feuchten Luft. Der Hofverwalter kam und berichtete, daß es zweimal in den Berg nebenan geschlagen. — Auch der Gutsherr ritt in starkem Trabe herein, tüchtig durchnäßt, um zu sehen, ob Haus und Hof ihm unverfehrt geblieben. Er sprang fröhlich vom Pferde und rief: „Es hat draußen eingeweicht, aber, gottlob, daß es so vorübergegangen! Solch Wetter ist hier seit Jahren nicht erlebt.“

## 214. Der Regenbogen.

Karl Gerok.

1. Das Wetter zieht hernieder  
An ferner Bergeſtand;  
Die Vögel ſingen wieder,  
Friſch duftet Flur und Land;  
Am Himmel, noch umzogen  
Vom grauen Wolkenflor,  
Tut ſchon der Regenbogen  
Milchleuchtend ſich hervor.

2. Er ſteht mit einem Fuße  
Im naſſen Wieſengraſ;  
Das brennt im goldnen Guſſe  
Wie feuriger Topaſ;  
Er ſchwingt gleich einer Brücken  
Von lauter Edelſtein  
Am dunklen Waldesrüden  
Sich in die Luft hinein.

3. Und in den Wolken schimmert's  
 Wie mit Juwelenschrift,  
 Und auf den Gräsern flimmert's  
 Mich an von Flur und Trift:  
 Herz, traue deinem Retter,  
 Der seines Bunds gedenkt  
 Und Sonnenschein auf Wetter  
 Und Trost in Tränen schenkt.

### Dritter Abschnitt: Aus der Vergangenheit des deutschen Volkes.

#### A. Sagen und Märchen.

##### 215. Germanen-Markung.

Felix Dahn.

1. Siegvater schickte den Adler aus,  
 Der Germanen Gebiet zu umfliegen;  
 Doch flugmatt kehrte der Vogel nach  
 Haus:

„Weiß nicht, wo die Grenzen liegen;  
 Sie erweitern sie ewig durch Siegen“.

2. Siegvater sandte den Nordwind  
 aus,  
 Der Germanen Gebiet zu umfahren;  
 Doch atemlos kam der Brauser nach  
 Haus:

„Ich konnte die Mark nicht erfahren,  
 Weil sie immer voraus mir waren.“

3. Da fuhr Siegvater selber hin-  
 aus,  
 Daß er ganz ihr Gebiet durchbahne;  
 Doch lächelnd kehrt er nach Asgard's  
 Haus:

„Wo ich hinkam, flog ihre Fahne;  
 Denn ich bin ja selbst ein Germane.“

4. Und so pflanzte über die ganze  
 Welt,  
 Soweit Adler und Nordwind streichen,  
 Soweit der Himmel die Erde hält,  
 Siegvater in allen Reichen  
 Der Germanen Siegeszeichen.

##### 216. Wie sich die nordischen Germanen die Entstehung der Welt vorstellten.

Nach Felix Dahn.

###### a) Entstehung der Welt und der ersten Götter.

Es gab eine Zeit, da war „nicht Sand noch See“ vorhanden, nicht Erde fand sich noch Himmel oben; nur der unendliche Raum war da, der gährende Abgrund: Ginnungagap nannten ihn unsere Vorfahren, d. h. die Kluft der Klüfte.

Allmählich bildete sich am Nordende dieses Raumes eine kalte Welt, Niflheim (Nebelheim) genannt, und am Süden ein heißes und helles Gebiet: Muspelheim oder die Flammenwelt. Mitten in Niflheim entsprang